Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1935

58. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 20. November 1935. Nummer 47.

Gesichtet.

(Lk. 2, 31—34; 54—62; 24, 34; Joh. 21, 15—19; Apg. 2, 3, 4, 10)

Gabst du einmal wie Petrus, ein kräft'ges, kühnes Wort,
Und riß dann die Versuchung, dich dennoch mit sich fort?
Hast du, wie jener Jünger, als er vom Feind bedroht,
Aus Liebe Gott versprochen die „Treue bis zum Tod?"

Und hat in schwacher Stunde der Schlaf dich übermannt,
Wie dort die müden Jünger, die Jesus schlafend fand?
Und hast du dann erfahren, als du vom Schlaf erwacht,
Daß du umringt von Feinden dich sahst zur Mitternacht?

Hast du dann auf die Feinde — wie Petrus — dreingehaut,
Und dann im heißen Kampfe auf eigne Kraft vertraut?
Und mußtest du es sehen, daß gegen Satans List
Der schwache Arm des Fleisches doch nicht gewachsen ist?

Du wurdest aufgehalten in deinem Siegeslauf,
Und gabst, als du gefallen, fast alle Hoffnung auf;
Vergossest bittre Tränen, als Er dich angeblickt —
Der Herr, aus dessen Nähe der Satan dich gerückt.

Da fandst du wohl — wie Petrus — in jener schweren Zeit,
Noch wahre, treue Brüder in deinem tiefsten Leid,
Mit denen du vor Gott in deiner Not geweilt,
Bis Er in Seiner Gnade dein wundes Herz geheilt.

Das war gewiß das Rechte, als ihr, im Herrn vereint,
Zusammen dann gebetet, zusammen dann geweint. —
Auch Gott verläßt auf Erden nicht ein zerschlagnes Herz (Ps. 34, 19),
Drum halten treue Brüder zusammen auch im Schmerz.

Ergriffen aber Heuchler dann stolz das Richterwort,
Dann stieß man dich noch weiter vom rechten Wege fort.
Sie suchten deine Fehler — und fanden sie herauus
Und nährten sich d'ran festlich und hatten ihren Schmaus.

Du brachst in tiefer Reue den Stab längst über dich,
Doch schlugen sie dich weiter und ließen dich im Stich. —
Als deine arme Seele geknickt darniederlag,
Da mußtest du erfahren, was Heuchlerhand vermag.

Du wurdest nun an Menschen und auch an Gott fast irr;
In ihrem Schmerz verzagt jetzt deine Seele schier.
Und hätte hier dein Heiland dich nicht geseh'n im Staub,
So wäre deine Seele gewiß des Satans Raub.

Du lagst auf deinen Knien beim off'nen Gotteswort;
Das lenkte deine Blicke vom Trug der Menschen fort.
Das rührte deine Wunden noch einmal zärtlich an,
Und lenkte deine Blicke auf Den, der heilen kann.

Und als in tiefer Buße du lagst, und tiefer Reu,
Wie wurde dann die Bibel dir hell und lieb auf's neu.
Du dachtest nicht an Heuchler — nein, nur an deine Schuld,
Und wolltest nur ein Lächeln von Jesu treuer Huld.

Und sieh', als deine Seele so still auf Gott geharrt, (Ps. 42, 62)
Da hat dein Herr und Heiland sich neu dir offenbart.
Er hat nicht nur vergeben -- nein, mehr denn je zuvor
Führt Er dich jetzt zum Siege im Werk des Herrn empor.

Joh. J. Neufeld.

Zwei Meere. Eine Bildersprache

„Herr öffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder in Deinem Gesetz!", war die Bitte des Königs David. Wir möchten mit ihm beten, daß der Herr uns die Augen öffnen möchte, die Wunder in seinem Worte zu sehen. Wenn der liebe Herr mir die Zeit und die Kräfte schenkt, fühle ich mich geleitet, dem lieben Editor der Rundschau einige Wunderzüge aus dem heiligen Worte des Herrn an die Hand zu geben, welche in Zeit der Dürre, wo es möglicherweise an Stoff mangeln sollte, als Füller gebraucht könnten werden.

Wir werden nie all die Wunder des Bibelbuches finden, doch hat man in den letzten Zeiten doch schon viele gefunden, welche wohl zu der Weisheit und den Verstand der letzten Zeit gehören, wie dem Daniel gemeldet wurde.

Vielleicht ist es den lieben Lesern neu und wertvoll, zu wissen, daß wir in der Heiligen Schrift öfter von zwei Meeren lesen. Sie repräsentieren eine große heilgeschichtliche Wahrheit.

Im südlichen Teile von Kanaan befindet sich das Salzmeer — das Tote Meer. Es liegt tief unter dem Meeresspiegel und trägt den Stempel seines Namens — tot. Kein Baum, kein Lebewesen in der Nähe, wie Augenzeugen berichten. Es verschlingt den Jordan mit seinem Süßwasser und verwandelt es in totes Salzwasser. Kein Fisch kann in dem großen Wasser leben. An der Ostseite des Meeres lag vor Zeiten das Gefängnis Machärus, wo Johannes enthauptet wurde. Dieses Meer ist ein Bild von dem Gesetz, welches kein Leben schaffen noch erhalten konnte. Dieses Meer wird oft im Alten Testamente erwähnt, aber wohl nie im Neuen Testamente. Der Herr Jesus ließ es zu, daß Johannes, der letzte Vertreter des Alten Bundes, in der Nähe dieses Meeres taufte, und dann auch dort, in der Nähe dieses Meeres, seinen Tod fand. Das ist nicht ohne Sinn und Bedeutung. Mit seinem Tode, des Täufers Ende, kam auch das Gesetz zu seinem nahen Ende.

Ein zweites Meer finden wir in den Geschichten der Bibel. Es ist der liebliche See Genezareth, das Galiläische Meer. Dieses wird im Alten Testamente nicht erwähnt sondern nur im Neuen. In der Nähe dieses Sees taufte Johannes den Heiland und ging dann bald weiter dem Süden, dem Toten Meere, zu, wo er auch seinen Dienst vollendete. Der Heiland war oft am und auf dem See Genezareth, aber, soweit wir wissen, nie am oder in der Nähe des Toten Meeres. Der See Genezareth ist von lieblichen Bergen und von fruchtbringenden Gärten umgeben. Es enthält süßes Wasser. Das Wasser vom Hermon fließt ohne Stillstand durch den See, und was der See nimmt, gibt er wieder her; gerade das Gegenteil vom Toten Meer. Viele Fische sind in diesem See, dessen Quellwasser kristallhell ist und vielen Fischern eine Existenz ermöglicht. Oft, so oft, hat hier der Heiland gepredigt, gewacht, gebetet und gelehrt. Dieser See ist ein Bild des Gnadenbundes. Wer würde ein Totes Meer, den Gesetzbund, mit dem See Genezareth, den Gnadenbund, vertauschen wollen? Herr, wir kommen, uns in den Fluten Deiner Gnade zu baden! Viele Städte, Synagogen und reges Leben umringten den See der Gnade. Ist es wirklich wahr, sollten solche Städte, welche am See des Heils lagen, den Segen einer freundlichen Natur, ja der Gottesoffenbarungen erlebten und dann unbußfertig bleiben?

Ja, auch diese Städte, wie Sodom und Gomorra, wurden vom Herrn verflucht. Wenn auch bis an den Himmel erhoben, sollen sie bis in die Hölle hinuntergestoßen werden, weil sie sich nicht durch Gnade, noch Gesetz bessern ließen.

Was wird der Herr in dieser Zeit wohl erreichen in und bei vielen Seelen, welche an den Ufern der Gnaden leben dürfen?

Grüßend,
R. R. Siebert.

Tischlieder.

Gesammelt von
† Hermann A. Neufeld †.

— 85 —

Mel.: — Amen, teures Amen!

Was von oben tauet,
Was auf Erden sprießt,
Was der Morgen bauet,
Was am Abend fließt;
Wo uns Hilf' und Labe
Men'chenherzen weih'n,
Ist, Herr, Deine Gabe,
Kommt von Dir allein.

Dein sei auch die Ehre,
Dein sei auch der Dank!
Wenn Dein Arm nicht wäre,
Wär'n wir arm und krank;
Müßten Hunger leiden,
Fänden nirgends Brot;
Doch auf Deinen Weiden,
Da hat's keine Not.

Du hast uns gewecket
Herzen nah und weit,
Und den Tisch gedecket
In der schweren Zeit.
Könnten wir's vergessen,
Daß wir unversehrt
In der Not gesessen,
Die das Land verheert?

Nein, wir wollen danken
Und nicht eher ruh'n,
Bis wir ohne Wanken
Deinen Willen tun.
Bis in unserm Kreise
Neu Dein Geist regiert,
Und zu Deinem Preise
Unsre Seele ziert.

Kennst du es?

Mel.: Wie wohl ist mir, o Freund der Seele.

Wer sich noch nicht zu Gott bekehret,
Noch aus dem Sündenschlaf erwacht,
Dem bösen Feind den Krieg erkläret,
Der kennt noch nicht des Satans Macht;
Der weiß noch nichts vom bitt'ren Ringen,
Wo ihn die Höllenmacht bezwingen
Und mit Gewalt vernichten will.
Der hat noch nicht auf seinen Knien

In Herzensangst zu Gott geschrien,
Wenn es im Kampf zu schwer und schwül.
Wer sich noch nicht zu Gott bekehret,
Der weiß noch nicht wie schmal der Weg
Der zu dem ew'gen Leben führet,
Der dornenvolle Pilgersteg;
Der weiß nicht wie die Pfort so enge,
Und wie man hier im Weltgedränge,
Um Christi willen wird veracht't;
Der weiß nicht was Anfechtung meinet,
Wo man von Gott verlassen scheinet
In dunkelster Verzweiflungsnacht.
Wer sich noch nicht zu Gott bekehret,
Der weiß nichts von der Seligkeit,
Die Gott dem Menschen hier gewähret,
Wenn er ihm alle Schuld verzeiht.
Der kennt noch nicht den süßen Frieden,
Die Himmelsluft, im Tal hienieden,
Die Gott dem Christen hier bereit';
Der weiß noch nicht von Himmelssehnen,
Und kennt noch nicht die Freudentränen,
Die hier auf Tabors Höhen sind.

J. P. F., Rosthern, Sask.

Wie man seinen Prediger mutlos machen und die Gemeinde ruinieren kann.

1. Besuche die Versammlungen nicht regelmäßig, doch wenn du kommst, dann komme ja zu spät und mache dabei so viel Geräusch wie möglich.
2. Wenn du kommst, so setze dich soweit als möglich von hinten und glaube ja nicht, daß die vorderen Sitze in der Versammlung für dich bestimmt sind, man möchte dich am Ende für einen vordringlichen und eingebildeten Menschen halten.
3. Komme in die Versammlung mit dem festen Entschluß, an dem Prediger oder sonst jemand Fehler zu entdecken.
4. Denke ja nie daran, für deine Gemeinde zu beten.
5. Wenn gesungen wird, so singe nicht mit, sondern blättere vielmehr in deinem Gesangbuch oder gaffe sonst gedankenlos herum.
6. Schlafe während der Predigt, das wird den Teufel erfreuen und den Prediger betrüben.
7. Wenn du nicht schläfst, dann höre dem Prediger zu, aber nicht, um dich an dem, was er sagt, zu erbauen, sondern um zu kritisieren.
8. Wenn du nach Hause kommst, erzähle bei Tisch, vor deiner Familie und deinen Freunden von den vermeintlichen „Fehlern", die der Prediger gemacht hat.
9. Ermutige nie den Prediger durch ein anerkennendes Wort, er möchte sonst dem Hochmut verfallen, dagegen verbreite durch Gerede die Kenntnis seiner Schwachheiten soweit als möglich.
10. Kritisiere den Prediger, wenn er etwas Gutes zu tun sucht. Gib ihm zu verstehen, daß du nicht geneigt bist, in einer gewissen Sache ihn zu unterstützen, weil die Anregung dazu von Bruder Z. und nicht von dir ausging.
11. Erzähle dem Prediger alle Verkehrtheiten und Vergehungen seiner Gemeindeglieder. Bringe ihm bei, daß er diese im allgemeinen zu viel achtet, während sie nicht viel um ihn geben und ihn fortwährend kritisieren.
12. Besucht er dich in deiner Krankheit, dann unterlasse es ja nachher, ihm für seine Teilnahme zu danken.
13. Wenn du im Gottesdienst einen Fremden bemerkst, gib ihm ja kein Gesangbuch zum Singen, sondern tue, wie wenn du ihn nicht sähest, und gehe ihm aus dem Weg; ist dir das nicht möglich, dann behandle ihn so kühl als du vermagst. Lade ihn ja nicht ein, wiederzukommen.
14. Setze deine Beiträge für d. Gemeinde so niedrig als möglich an. Dann achte darauf, daß du mit ihrer Bezahlung immer im Rückstande bist.
15. Gib nichts oder möglichst wenig für die Gemeinschaftsanstalten, für innere und äußere Mission und andere wohltätige Zwecke.
16. Lasse dem Prediger alle Arbeit, Sonntagsschule, den Jugendverein, die Kranken und Unglücklichen. Hilf ja nicht tätig mit bei verlängerten Versammlungen, weder durch deine Anwesenheit, noch durch Gebet und persönliche Einladung zu denselben.
17. Kritisiere viel und tue ja nichts. Sei ein geistlicher Müßiggänger in der Gemeinde und beklage dich über den Prediger und die Gemeinde.
18. Halte keine Gemeinschaftsblätter, vor allem nicht die deiner eigenen Gemeinschaft.
19. Bemühe dich, in der Gemeinde das große Wort zu führen und sie zu beherrschen, laß dich aber ja nicht blicken, wo es etwas zu tun gibt.
20. Wenn du glaubst, es sei in der Gemeinde Eintracht vorhanden, dann sorge dafür, daß Unzufriedenheit, Hader und Streit angerichtet wird.

Wenn du diese Regeln beachtest und befolgst, so wird es dir gelingen, den Prediger zu entmutigen, ihm die Arbeit zur schweren Last zu machen und die Gemeinde zu zerstören. — Willst und wünschest du aber das Gegenteil, so erinnere dich an die Worte des Apostels: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." (Sendbote).

(Eingesandt von A. Fröse).

Im Himmel.

Mel.: Im Himmel ist keine Enttäuschung.

Im Himmel ist selige Ruhe
Für dich, du zerschlagenes Herz,
Dort wirst du dich niemals mehr ängsten,
Noch seufzen in Trübsal und Schmerz.
Dort wirst du dein Kissen nicht netzen
Mit Tränen, in dunkelster Nacht,
Dort hat dich auf ewig verlassen
Der Sorgen unheimliche Macht.

Kein Sarg wird im Himmel gezimmert,
Kein Grab ist dort droben zu seh'n,
Kein Herze steht sterbend dort stille,
Kein Friedhof auf himmlischen Höh'n;
Die Lieben, die dir hier entrissen,
Um die du dich satt oft geweint,
Die wirst du dort droben begrüßen,
Auf ewig mit ihnen vereint.

Im Himmel darfst du nicht mehr kämpfen
Mit Satans verfinsterter Macht,
Nicht weinend im Kämmerlein ringen
Wie hier, wenn vom Feinde geplagt.
Dort trägst du die Krone des Siegers
Wenn du hier im Glauben gekämpft,
Und unter dem Banner des Lammes
Die Feinde des Kreuzes gedämpft.

Chor:
Siehst du nicht im Geiste dort Droben
Der Engel unzähliges Heer?
Hörst du nicht von ferne das Rauschen
Der Palmen, am gläsernen Meer?
Zieht dich nicht ein inneres Sehnen
Zur Heimat, die Gott dir erbaut?
Willst du einstens im Tod,
Dort die Wohnung bei Gott,
In der himmlischen goldenen Stadt?

J. P. F., Rosthern, Sask.

Grundsätzliche Fragen

Prof. B. H. Unruh-Karlsruhe.

9.

Das Programm Hitlers sieht „die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staate" vor (Punkt 24, Abs. 1). Die mennonitische Konfession hat als erste diese Forderung aufgestellt und unbedingt vertreten. Das staatspolitische Prinzip Friedrich des Großen, daß in seinem Staate jeder nach seiner Facon selig werden dürfe, hat unsere westpreußischen Gemeinden seinerzeit hoch beglückt. Und dabei war Friedrich ein Freund Voltairs! Aber er war ein urvernünftiger Politiker. Wer die Geschichte der religiösen Duldung unter den Hohenzollern kennt, der weiß, wie hoch die Mennoniten den alten Fritz verehrt haben.

Sein kirchenpolitisches Prinzip ist auch das Hitlers. Man sollte Hitler doch schon soviel kennen, daß er einmal festgelegte Prinzipien seines staatsmännischen Handels nicht umwirft. Er hat die volle Religions- und Gewissensfreiheit proklamiert. Und darüber hinaus den besonderen Schutz der christlichen Glaubensbekenntnisse. Schon in seinem Buch „Mein Kampf" hat er so stark wie möglich herausgestellt, daß der Staatsmann kein religiöser Reformator ist. Und es soll doch niemand glauben, daß irgend ein Professor es ist oder wird spielen dürfen. Hitler wird keinen zwingen, Christ zu sein, aber er würde niemandem gestatten, die christlichen Bekenntnisse auf die Dauer zu schädigen. Wir werden da noch einiges erleben! Nach Hitlers Konzeption haben politische Parteien nichts mit religiösen Problemen zu schaffen, wie auch die Religion nichts darf zu schaffen haben mit politischem Parteiunfug. „Dem politischen Führer haben religiöse Lehren und Einrichtungen seines Volkes immer unantastbar zu sein." Er glaubt nicht an die Ersatzmittel für die gegebenen christlichen Bekenntnisse, deren Autorität er im Staate schützen will. Er betrachtet sich als ihren „Treuhänder", ganz wie Menno in seinem Appell an die Obrigkeit seiner Zeit darum gebeten hat, zwar niemanden zum Glauben zu zwingen, aber die Betätigung der Kirchen zu fördern. Wir lesen darum in „Meinem Kampf": „Darum sei jeder tätig, und zwar jeder gefälligst in seiner Konfession" (vgl. S. 630, S. 124 f. und S. 379).

Wichtiger noch ist, was der Führer schon als Reichskanzler eines großen und mächtigen Reichs in Sachen der Religionsfreiheit proklamiert hat, vor allem in der Regierungserklärung am 23. März 1933, in Gegenwart von v. Hindenburg und selbstverständlich im Einvernehmen mit dem verewigten Reichspräsidenten. „Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen wichtigste Faktoren der Erhaltung unseres Volkstums. . . Sie wird allen anderen Konfessionen in objektiver Gerechtigkeit gegenüberstehen. . . Ihre Sorge gilt dem aufrichtigen Zusammenleben zwischen Kirche und Staat." (Amtlicher Text).

In derselben Rede werden von Hitler im Christentum „die unerschütterlichen Fundamente der Moral und Sittlichkeit des Volkes" gesehen. — Wie unendlich froh würden die Christen in Rußland sein, wenn Stalin so etwas morgen kundgäbe! —

Es ist abwegig, von dem Reichskanzler zu verlangen, daß er nun alle Deutschen fromm machen soll, die die Pfarrer nicht haben fromm machen können! Hitler ist Staatsmann, nicht Seelsorger. So dann vergesse man doch niemals, wie stark vor Hitler die Gottlosenbewegung in allen Ländern und besonders auch in Deutschland war! Man lese doch das Schrifttum darüber (auch die Veröffentlichungen über die Gottlosenbewegung z. B. in der Schweiz, in der U.S.A. usw.). Ich bin über diese Dinge einigermaßen im Bilde. Hitler hat die Agitation der Gottlosenbewegung einfach verboten. Er sagte in jener Regierungserklärung, daß „die Zerstörung der allgemeinen religiös-sittlichen Grundwerte" untragbar sei.

Unsere ehrsamen westpreußischen Aeltesten haben an den Reichskanzler nach der Machtübernahme ein Treugelöbnis depeschiert und in dem Telegramm das Motto Mennos zitiert. Man lese die freundliche Antwort des Führers. Unsere deutschen Mennoniten-Gemeinden haben im Dritten Reich auch nicht im entferntesten irgendeine Störung ihres gottesdienstlichen Lebens erfahren. Und unsern notleidenden Brüdern hat die deutsche Regierung und Oeffentlichkeit nichts als Wohlwollen geschenkt. Ich hebe das nur hervor, um davor zu warnen, daß man sich von tendenziösen Zeitungsnachrichten beeinflussen läßt. Noch diese Tage ist die Reichsregierung den Mennoniten in der

Eidesfrage weitgehend entgegengekommen. Daß die deutschen Mennoniten schon lange vor Hitlers Regierungsantritt in der Wehrfrage wie auch die meisten holländischen Glaubensgenossen d. bekannten Umstellungen vorgenommen haben, brauche ich hier nur zu erwähnen. Hierüber konnte man unlängst eine Erklärung von Dr. Neff lesen. Es wäre ganz unhistorisch, diese Haltung der deutschen Mennoniten mit den jüngsten politischen Vorgängen in Deutschland erklären zu wollen. Wir haben hier wie bei den Holländern einen bestimmten weiter zurückliegenden Standpunktwechsel festzustellen.

Freilich, der neue Staat will keinen politischen Konfessionalismus dulden. Im Konkordat zwischen dem Reich und der Römischen Kirche ist das stark zum Ausdruck gekommen: die politisierenden Geistlichen sollen zurückgezogen werden. Das sogenannte „Zentrum" war, wie jeder weiß, sehr streitbar. Und es gab auch auf protestantischer Seite machthungrige Personen an führender Stelle. Im Kirchenkampf hat auch nicht immer bloß der heilige Geist gesprochen. Es haben auch politisch oppositionell gestimmte Menschen die religiöse Plattform als Betätigungsfeld gebraucht. Andererseits ist entgegen dem Willen des Führers seitens theologisch und kirchenpolitisch unklar denkender Personen Politik und Religion vermengt worden. Das wird jedoch ausgeräumt werden, nachdem jetzt der Reichskirchenausschuß gegründet worden ist, was ein Ende und einen neuen Anfang bedeutet.

Ich bin im „Boten" gebeten worden, etwas über die grundsätzliche Seite der kirchlichen Auseinandersetzungen zu sagen. Weil der laute Zeitungsstreit das Volk beunruhigte, hat die Regierung es untersagt, in der Oeffentlichkeit viel über diese Dinge zu schreiben. Die betrefflichen kirchlichen Gruppen haben aber ihre Rundschreiben, in denen sie sich aussprechen. Ich werde hier nur das berühren, was kirchenhistorisch Licht geben kann.

Die Bekenntnisfront und die Deutschen Christen sind sich in ihren Massen durchaus einig in der Ablehnung des sog. Neuheidentums aller Schattierungen. Das darf man nicht übersehen. Hier ist auch der Punkt, wo die Verständigung zwischen den evangelischen Christen beider Lager, unter Ausschaltung der Radikalen, sich ereignen wird.

Bei der Auseinandersetzung mit der genannten Richtung steht im tiefsten Grunde der christliche Gottesglaube zur Diskusion. Er handelt sich um die Frage: Christlicher Theismus oder Pantheismus.

Ich will für die, die sich die Mühe nehmen, mir zu folgen hierüber theologisch eine kurze Auskunft geben. Die Leser müssen sich auch etwas anstrengen wollen!

Wir haben den Gegensatz von Leib und Seele. Andere Gegensätze sind: Natur und Geist, Kraft und Stoff, Welt und Gott usw. Nun erträgt das Denken diese Gegensätze wegen der in ihnen liegenden Spannungen eigentlich sehr schwer. Darum haben die Philosophen dauernd versucht, diese Zweiheit (diesen Dualismus: von duo — zwei) auf eine Einheit (Monismus: von monos — einer) zurückzuführen. Auf doppeltem Wege: Entweder hat man alles auf die Materie zurückgeführt oder aber auch auf den Geist.

Der Materialismus leugnet die Seele, den selbständigen Geist, Gott, das ewige Leben. Es gibt verschiedene materialistische Lehrtypen. Aber sie alle leugnen eigentlich die Selbständigkeit des Geisteslebens. Ich habe schon früher festgestellt, daß heute der Materialismus wissenschaftlich stark angefochten wird. Nur in Rußland blüht er, weil man dort noch einem naiven Wissenschaftsbegriff frönt.

Es sind alle Versuche, den Geist zu streichen, ihn auf materielle Vorgänge zurückzuführen gescheitert. Insbesondere läßt sich auch das Gewissen nicht erschlagen. Eines Tages flammt der ganze innere Mensch auf — und niemand kann das Feuer löschen als nur Gott durch seine ewige Vergebung.

Man hat andererseits — so Leibnitz, Fichte, Schelling, Schopenhauer, — die Materie als Produkt des Geistes hingestellt (Spiritualismus, Idealismus) und die Existenz der materiellen Welt geleugnet, sie als reine Vorstellung ausgegeben, als Schein- und Traumwelt, was Kant als den größten Skandal in der Philosophie bezeichnete. Man ist hier also bei einem Psychomonismus angelangt (bei einer seelischen Einheitslehre).

So stehen Leib und Seele usw. neben einander! Nun sind die Philosophen hingegangen und haben diese Gegensätze als zwei Seiten eines hinter ihnen stehenden, sie tragenden Seins, einer sog. Substanz bezeichnet (der jüdische Philosoph Barusch Spinoza, Fechner, Paulsen). Dieses Sein nennt Spinoza: „Natur oder Gott"

Eduard v Hartmann und sein Schüler Drews, der unlängst gestorben ist, fassen dieses Sein, diese Substanz nun als unpersönlich und als unbewußt. Das „Unbewußte" wird dem christlichen Glauben an einen persönlichen Gott, dem christlichen Theismus entgegengestellt. Es gibt keinen persönlichen Gott! Keine Offenbarung! Kein Gebet als Zwiegespräch! Diesem Monismus ist Gott dasselbe wie das Selbst des Menschen. Der Mensch hat es nur mit sich zu tun. Gott existiert nur in ihm, wird nur in ihm geboren. Das Christentum lehrt den Unglauben an den Menschen. Dieser Monismus lehrt die Selbsterlösung.

Wie geschieht sie? Harmann und Drews unterscheiden zwischen dem Selbst des Menschen (was göttlich ist, eine Durchbruchstelle des All-Seins, des Absoluten) und dem Ich. Das Ichbewußtsein ist eine Einbildung, es muß überwunden werden.

Merkwürdig! Gerade in unserer Zeit, wo die Betonung der Persönlichkeit, ihres Rechts, ihres Werts, oft bis zum Persönlichkeitskultus überspannt wird, wird der Persönlichkeit d. Ewigkeitsgeltung abgesprochen. Damit tritt man in einen unversöhnlichen Gegensatz zum Christentum. Dieses sieht in d. Persönlichkeit Gottes höchste Schöpfung und in der Vollendung der Persönlichkeit, der Vollendung d. Persönlichkeit das göttlichste aller Ziele. Im Naturleben entdecken wir eine Tendenz zur Personbildung. Das Anorganische strebt dem Organischen, dieses dem niederen Bewußtsein und dieses wiederum dem höheren Bewußtsein zu. Im biblischen Schöpfungsbericht tritt der Mensch auf, als die Zeit durch die vorangegangenen Stufen der Schöpfung sich erfüllt hatte. Der so tiefe Eingang des Johannesevangeliums betont, daß hinter allem, rein allem das Wort, der schöpferische Logos steht (man lese Ps. 148!), daß aber im Menschen der Logos „Licht" wurde, personbildende Macht. So haben wir in der Schöpfung eine deutlich aufsteigende Kurve z. Personbildung. Und der Mensch soll im Anschluß an den Gottmenschen eine echte Persönlichkeit werden und ein Bürger eines unvergänglichen Reiches unter der Führervollmacht Jesu Christi. Es ist einfach nicht einzusehen, warum philosophischer Eigenwille und religionsphilosophische Inkonsequenz nicht wahr haben wollen, daß nach dem Grundsatz des zureichenden Grundes die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen nur einen überzeugenden Schluß zuläßt: Das Absolute ist der Absolute!!

Der gläubige Christ ist freilich nicht von philosophischen Schlußfolgerungen abhängig. Vor uns steht Christus! An ihm erleben wir die heilige Persönlichkeit des Vaters.

Man sagt, der Begriff der Persönlichkeit sei für Gott zu eng. Allerdings: die menschliche Persönlichkeit ist mit Endlichkeit belastet. Aber das letzte Wesen der Persönlichkeit ist es an sich nicht. Was ist dieses Wesen? Es ist der einheitliche Wille, der von Vernunft und Liebe zweck- und zielbewußt geleitet wird. Schon Aristoteles sprach von der bewußten, sich selbst bestimmenden Persönlichkeit. Gottes Wille durchwaltet die Welt lebendig und bestimmt das Ziel der Weltentwickelung. Er hebt dabei die teilweise Selbständigkeit der Natur und des freien Willens nicht auf. Er bleibt aber der Herr von beiden, der alles, was erstrebt und gewirkt und unterlassen wird, seinen Zwecken dienstbar macht. Ihm wird alles Mittel und Werkzeug. Wir haben hier einen christlichen Monismus! Er ist unüberbietbar. Paulus hat ihn unergründlich tief formuliert: Alles ist von ihm, durch ihn und zu ihm!

Gegenüber dieser allumfassenden Gottesanschauung des Evangeliums wird aller Religionsersatz immer abfallen müssen.

(Fortsetzung dieses Artikels folgt)

— **Die Wahl in England hat der** National-Regierung 429 Sitze und der Opposition 171 gegeben. Somit geht die Regierung in ihrer Politik im Italo-Aethiopischen Konflikt weiter, wie bisher und eine Neubewaffnung setzt ein.

Mission

Ein Missionsruf von Schwester F. J. Wiens.

Lieber Br. und Editor Hermann Neufeld! — Als ich kürzlich einige Sachen meiner vorangegangenen Frau durchsah, fand ich folgendes Schreiben, welches vielleicht manchem interessieren dürfte. Ich weiß nicht, wann sie es geschrieben hat, da es noch nicht in's Reine geschrieben ist. Wahrscheinlich hat sie es kürzlich ehe wir Amerika verließen, geschrieben. Vielleicht, wenn Du erst Raum hast, kann dieses erscheinen, und manchem zum Segen sein. Ich gebe es nur wieder als eine Botschaft von jemand, der schon droben wartet.

Lieber Leser!

Wer tief nachdenkt über die schrecklichen Szenen, die sich in Rußland abgespielt haben, und wie herzbrechend die Nachrichten jetzt noch immer lauten, wird ganz natürlich auch an die Frage kommen: „Warum muß es Rußland so hart ergehen? Warum muß Rußland unter all den Völkern, die vom Krieg schwer betroffen wurden, noch dieses schwerste Schicksal zuteil werden. Wenn schon durch den Krieg unbeschreibliche Schrecken, Jammer und Not herbeigeführt wurden, warum muß am Ende noch diese Trübsalszeit über Rußland kommen, und selbst der Himmel verschließt sich, daß kein Regen und Tau fällt und die Hungersnot noch vermehrt, sodaß unzählige Massen dem langsamen Tode entgegengehen? Jeder, der die Antwort sucht, kommt doch zu dem Schluß, daß es die Sünde ist, denn es steht geschrieben: „Die Sünde ist der Leute Verderben!"

Wir sehen oft die winzigen Dinge, aber die tief zu Grunde liegenden Ursachen solcher Grausamkeiten und Verwirrungen übersehen wir oft. Wenn ich an das Geschehene in Rußland denke, stehen mir immer zwei Dinge oder Ursachen vor der Seele. Die erste ist der Katholizismus, der Rußland in Seelennacht und Dunkel einige Jahrhunderte lang gehüllt hatte. Der Papst war ihr Gott und was der sagte, galt für wahr, auch wenn es Lug und Trug war. Sündenvergebung erlangten sie von den Pfaffen durch Zahlung von gewissen Summen, und so suchten sie durch sichtbare Dinge das Unsichtbare, das Heil ihrer Seele, zu schaffen. Es wurde kein Evangelium von der Erlösung durch Christum, kein Gottvertrauen, noch von Sinnesänderung, verkündigt. Jeder durfte ganz nach seinen Lüsten und Begierden leben. Die Pfaffen nahmen an ihren Saufgelagen teil und waren voll mit, mit dem sündlichen Treiben. Das war die Aussaat, welche hernach die schauderhaften Folgen brachte, wovon die ganze Welt jetzt weiß.

Die zweite Ursache, woran ich stets denken muß, war, daß die sogenannten Christen ihr Licht unter den Scheffel gestellt hatten. Auch unsere Geschwister waren nicht willig, gegen das Verbot des Zaren das Evangelium den Umnachteten zu verkündigen, denn das hätte Verfolgung ge-

bracht. Es waren ja manche warhaft edle Ausnahmen, aber im großen Ganzen war es nicht der Fall. Bei unseren Besuchen in den verschiedenen Gegenden und der Geschwister, während unserer Arbeit in Rußland, habe ich nur ein russi;ches Dienstmädchen gefunden, das wahrhaft gläubig war, obzwar fast in jedem Heime solche waren. Wir fanden, anstatt daß man mit Fleiß und Liebe suchte, sie für Jesus zu gewinnen, man mit Verachtung auf das verkommene Volk herabschaute. Ich glaube, daß wenn man auch viel Verfolgung hätte leiden müssen, und selbst viele um des Evangeliums willen ihr Leben gelassen hätten, es nicht so schlimm hätte werden können, wie es jetzt ist; und die ihr Leben drangeben mußten, hätten noch eine Ehrenkrone beim Herrn zu erwarten, anstatt daß sie jetzt kaum ihr Leben fristen können und in schrecklichen Martern einhergehen müssen. Vielleicht wäre Rußland vom Lichte des Evangeliums durchdrungen, und viele der Schrecken wären vorgebeugt worden — Rußland wäre jetzt ein anderes Land, anstatt die schrecklichste Hölle der Erde.

Aber warum uns hinter die Fehler anderer verstecken, wenn wir sehen,in welch großem Elend sie schmachten, wo sie sich oftmals selbst anklagen und sagen: „Wir haben es verschuldet, daß es so geht!" Wollen wir ihre Fehler hervorheben, und noch mit dem Daumen auf ihre Last drücken und sie noch schwerer machen, als sie schon ist? O nein, nein! Wäre das meine Absicht, hätte ich nie meinen Finger gerührt, um etwas zu schreiben. Was mir vor der Seele steht, sind die ernsten Worte Jesu: „Meint ihr, daß diese Galiläer, vor allen andern Sünder gewesen sind, weil ihnen das wiederfahren ist?" Ich sage nein, sondern so ihr euch nicht bessern werdet, werdet ihr auch alle also umkommen." An anderer Menschen Erfahrungen sollten wir Lehre nehmen und unsere eigenen Wege prüfen, ob die nicht auch zu solchen Folgen führen und uns bessern, daß wir nicht auch also umkommen.

Wenn wir Vergleichungen anstellen, finden wir manches Aehnliche in dem Rußland vor dem Kriege und dem heutigen Amerika. Das Streben nach materiellem Gewinn hat fast keine Grenzen. Kapitalisten gehen gegen Arbeiter und Arbeiter gegen die Kapitalisten. Es ist ein stetes Ringen nach sichtbaren und vergänglichen Dingen. Hat man das Geld erworben, wird es wieder für unnütze und sündliche Vergnügungen verschwendet. Wild, zügellos und unbedacht leben Tausende dahin. Viele versuchen auch auf materieller Weise ihr Seelenheil zu schaffen, indem sie viel Geld ausgeben, um einen, ihnen gefälligen, Prediger zu mieten; der ist dann ihr Seelsorger, der dafür zu sorgen hat, daß sie in den Himmel kommen. Wenn der ihre Handlungen gut heißt, dann denken sie schon, daß es zulanat. ohne einmal nachzudenken, ob sie vor Gott und Menschen gerecht sind oder nicht. Sie leben nach den bösen Lüsten ihres Herzens ruhig fort. Wenn wir so das wilde Treiben u. Leben vieler Menschen sehen, schauen wir dann nicht auch mit Verachtung auf sie herab, anstatt daß wir mit größter Liebe, Sanftmut und Geduld versuchen, sie für Jesum zu gewinnen? Oft kommt mir die Frage: „Was hätten wir tun können und haben es nicht getan?" Wie oft stellen auch wir das Licht unter einen Scheffel und nicht auf den Leuchter? Jeder, der umzuziehen gedenkt, denkt daran, wo er am besten irdischen Verdienst erzielen und schönen Versammlungen beiwohnen kann. Aber einmal gerade in eine gottlose Gegend zu ziehen, ohne auf irdisch. Gewinn Rücksicht zu nehmen, um dort ein Licht zu sein und das Evangelium dort zu verkündigen, wird leider selten an gedacht. Viele wenden ein, daß sie ihrer Kinder wegen dieses nicht tun können, denn die verwahrlosen dann. Wie aber dann mit uns Missionaren in den Heidenländern, wenn wir solche Einwendungen machen sollten, wie würden die Heiden das Evangelium hören? Die Kinder sollten von jung auf lernen, mitzuhelfen, Seelen zu gewinnen, welches sie im Glauben bewahrt in den Stunden der schweren Versuchungen. Was würden wir von einem Menschen denken, der bis 700 Lichter auf einen Tisch stellen würde und alle andern Zimmer finster ließe? Gerade so kommt es mir vor. wenn hunderte Gemeindeglieder auf einem Platze bleiben, anstatt sich zu zerstreuen, um ihr Licht in die dunkle Finsternis der Sünde leuchten zu lassen. Jedes wahre Gotteskind fühlt die Aufgabe, etwas für den Herrn zu tun, aber wo so viele auf einem Haufen zusammen sind, stehen sie einer dem andern im Wege, und es kommen nur etliche an die Arbeit, während doch ein jeder für Jesum wirken sollte. Warum nicht drei oder vier Familie nach einer Gegend ziehen, wo es nötig an der Verkündigung des Evangeliums fehlt, wenn auch auf die Farm, und dann planmäßig an die Arbeit gehen. Einer leitet die Versammlungen, ein anderer die S. S., und noch ein anderer die Jugendarbeit, einer das Singen, und beginnen somit eine Missionsarbeit ohne Geld. An den Wochentagen arbeiten sie für ihr täglich Brot, an den Sonntagen und Abenden aber für Jesum, um Seelen für Ihn zu gewinnen.

Wir haben es schon eine zeitlang gefühlt, daß unsere ganze Missionsarbeit in andere Bahnen gelenkt muß werden, so daß sie selbsterhaltend ist. Wie viele junge Geschwister warten schon, um in die Missionsarbeit gesandt zu werden, aber es ist kein Geld da. Liebe Geschwister, wartet nicht länger, in unserem christlichen Lande sind viele Heiden; gehet hin und rettet sie. In oben erwähnter Weise, oder auch in den Großstädten, am Tage als Angestellte in irgend einer Arbeit das eigene Brot verdienen und an den Abenden und an den Sonntagen in verschiedenen Missionen oder in einzelnen Familien Seelen zu suchen. Geschwister, wollen für den Herrn und nicht für Gemeinden arbeiten. Werden wir nur für Gemeinden arbeiten, so werden die Gemeinden untergehen, werden wir aber nur für Jesus arbeiten, so werden Gemeinden entstehen. Warum haben wir noch nur so einzelne, oder in vielen Kreisen keine einzige Gemeinde unter den englischsprechenden Leuten? Wie wenig haben wir getan, um Englischsprechende zu gewinnen! Zudem sind in Amerika noch so viele, die fremde Sprachen sprechen. Wie schön, sie zu gewinnen, um damit etliche von ihnen dann zu den Ihrigen gehen können, um auch sie zu gewinnen. Ja, Geschwister. der Ruf „Mache dich auf und werde Licht", sollte mit Feuer des Heiligen Geistes in unsere Herzen geschrieben werden, und jeder sollte Umschau halten, was zu tun sei, und dann an die Arbeit gehen. Laßt den Herrn sagen, was jeder tun, und wohin ein jeder gehen soll, und es wird bald manches anders werden. Ja, Geschwister, werden wir uns nicht zerstreuen und an die Arbeit gehen, dann wird mit einmal der Herr es tun, wie es geschah, als einst die Jünger in Jerusalem in Gütergemeinschaft und schöne tägliche Versammlungen zusammen waren, oder wie Er es in Rußland getan hat. Wohin sind die Flüchtlinge nicht allerwärts hin zerstreut?

Gefällts dem Herrn, daß manche von uns durch Schmach und Schande gehen, ja selbst durch Verfolgung, so laßt es uns mit Freuden tun, denn werden wir uns davor jetzt fürchten, kommt es mit einmal doch gewiß, u. wir stehen bloß da.

Gott helfe uns, unsere Augen offen zu halten, und den Herrn zu fragen, was jeder tun soll, und dann Mut haben, es zu tun.

Arbeit ist noch viel zu tun für den
Herrn!
Wer will sagen, hier bin ich, sende
mich!
Die Mitternacht ist nicht mehr fern,
Wo Jesus glorreich zeiget sich.

Eingesandt als eine Botschaft von Eurer vorangegangenen Mitarbeiterin, Schwester Wiens, von

F. J. Wiens.

Gesellschaftsleben

Deutsche Wohlfahrtsbriefmarken 1935.

Im Rahmen des Kampfes gegen die Winternot ist am 4. Oktober d. J. mit der Ausgabe der diesjährigen Wohlfahrtsbriefmarken der Deutschen Reichspost begonnen worden. Die Briefmarken sind vollwertige deutsche Postwertzeichen, die bis Ende Februar 1936 vertrieben werden und bis zum 30. Juni 1936 zur Freimachung aller Postsendungen, die in Deutschland aufgegeben werden, verwendet werden können. Zur Ausgabe gelangen diesmal zehn Marken mit Bildern von Frauen und Mädchen deutscher Stämme in ihren Trachten, die mit einem geringen Aufschlag zugunsten der Deutschen Nothilfe verkauft werden. Der Preis für den vollständigen Satz beträgt 2.50 RM.

Außerdem kommen Markenheftchen mit folgenden Worten zur Ausgabe: 4 Marken zu 3 Rpf., 5 Marken zu 5 Rpf., 5 Marken zu 6 Rpf., 5 Marken zu 12 Rpf., sowie eine Wohlfahrtspostkarte mit eingedruckter 6 Rpf.-Marke, mit dem Bild eines Mädels vom B.D.M. Der Preis dieser Postkarte beträgt 10 Rpf.

Die Marken, die in sehr schöner Ausführung erschienen sind, werden sicher das Interesse jedes Sammlers erregen. Abgesehen davon verfolgt die Ausgabe der Briefmarken den Zweck ,einen kleinen Teil der erforderlichen Mittel für das diesjährige Winterhilfswerk aufzubringen. sodaß auch aus diesem Grunde den Briefmarken die weiteste Verbreitung zu wün;chen ist.

Die Marken können außer durch den Briefmarkenhandel auch unmittelbar durch die Reichsgeschäftsstelle der Deutschen Nothilfe, Berlin NW 7, Reichstag, nach Voreinsendung des Gegenwerts durch Scheck oder Banknoten oder nach Ueberweisung auf das Konto „Deutsche Nothilfe" bei der Deutschen Ueberseeischen Bank in Berlin NW 7, Friedrichstr. 103, bezogen werden. Den Bestellungen ist in jedem Fall genügend Rückporto beizufügen.

Etwas mehr über Kuriositäten.

(Von A. Sadowity)

Der Verfasser J. B. über Kuriositäten, in Rundschau Nr. 41, Seite 6, schlägt auf Stellen den Nagel zu sehr auf den Kopf, und wie es mir scheint ,werden manche Nägel dabei krumm und werden unbrauchbar. Wir achten ein gutes Deutsch von ganzem Herzen und wo uns das fehlt, können wir nur langsam bessern. Wir sind halt zu sehr an unsere glatten Ausdrücke gewohnt, daher gibt es einen Platz von Pflaumen und einen Stollen dafür kennt man nicht. Warum denn nicht etwas langsamer, lieber J. B., und etwas bessern helfen, anstatt das etwas Kuriose vollends kuriös zu machen! Man bringt halt den Sprachgebrauch ous dem täglichen Leben mit, wenn man an die Rundschau berichtet und manchmal bleibt es unklar, was man sagen wollte. Das ist schon recht. Aber wer sollte dann wohl schreiben und berichten? Die Kritik erinnert zu sehr an Grobheiten, die zwischen Gegnern stattfinden. Ueber all die kuriosen Schilderungen, wird mit der letzten, den Ochsen Schluß gemacht, wo es heißt: „. . . oder ist es dort etwas alltägliches, daß man die Ochsen zur Versammlung mitnimmt? In diesem Falle kann man annehmen, daß es unter den Ochsen auch Mitwirkende gibt, was sich besonders gut im gemischten Chore auswirken dürfte." Wir Ungelehrte verstanden den Satz so: Es waren Geschwister von nah und fern, einige von 15 Meilen weit, gekommen, so daß eine schöne Versammlung beisammen war. In dem Satze war die Beifügung von schlechten Fuhrwerken, Wagen und Ochsen.

Ich hoffe, den lieben Versammelten an jenem Orte wird der Vergleich mit dem notwendigen Hornvieh nicht zu schwer einfallen und deshalb doch

„Wenn sich die Ochsen dann auch verwundert angeschaut haben ob des menschlichen Gesanges", wie B. T. andeutet, womöglich lernen die auch noch davon und stellen ihr Getöse ein, wenn Menschen singen. Leider gehören zu solchen Versammlungen, wo es noch sehr arm zugeht, auch Ochsen, denn die fahren die Leute ja hin. Die tun oft größeren Dienst dazu, als es oft Menschen tun, wenn solche sich spottweise darüber äußern.

1126 Ruge, West Salem, Ore.

Einen freundlichen Gruß der Liebe möchte ich hiermit dem werten Editor und den Lesern der Rundschau senden! „Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter", müssen auch wir wohl bekennen im Blick auf unsere Erfahrungen der letzten Zeiten. So viele l. Leser der Rundschau haben wir das Vorrecht zu kennen und ihnen zur Freude möchte ich mitteilen, daß wir als Familie wohl sind und einstweilen hier in W. Salem unsere Hütte aufgeschlagen. Die l. Kinder, fünf von ihnen, haben hier etwaige Dienste und Schulmöglichkeiten gefunden. Wir genießen auch die Freude der Gemeinschaft mit den Glaubensgeschwistern hier in Salem und bei Dallas.

Es gefiel dem l. Herrn uns besondere Tage des Segens in den letzten Zeiten zu schenken. Die Dallas M. B.-Gemeinde hatte Vorkehrungen getroffen, daß wir einige Bibeltage in Verbindung der Distrikskonferenz haben durften. Unter andern Brüdern diente auch Br. Abr. Nachtigal mit sehr gesalbten Botschaften vom Herrn. Es wird wohl eine kleine Broschüre von Br. Bestvater in Bälde erscheinen, in welcher einige dieser Wortbetrachtungen mehr ausführlich wiedergegeben werden sollen. Wir werden dem l. Editor der Rundschau versuchen einige zu senden. Auch hatten wir die Freude mehrere Brüder von Yarrow, B.C. in unserer Nähe zu heben, welche uns mit lieblichen Gesängen erfreut haben. Es waren Tage des besonderen Segens. Ein Geist der Liebe, des Gebets und der Gemeinschaft herrschte in all den Betrachtungen und Verhandlungen der Konferenz.

Wenn der l. Herr so leitet, wie die l. Brüder vorgesehen, so wird mein Dienst mich in den nächsten Monaten wohl nach Californien führen. Ehe ich aber die Reise antrete, fühle ich mich geleitet, den l. Rundschaulesern noch einen Gruß zu senden und ein Wort der Mitteilung von unserem Befinden.

Ich empfinde oft ein wahres Heimweh nach den vielen l. Freunden und Glaubensgeschwistern, welche wir in den letzten Jahren besuchen durften. Zu diesen Plätzen gehört auch in erster Linie Winnipeg und Umgebung. Die Nachrichten von den Leiden im Heime der Geschwister C. N. Hiebert haben uns recht tief ergriffen und ihnen, wie auch allen leidenden Geschwistern und Freunden, sprechen wir den Gruß der Teilnahme aus. Wir warten auf unseres Leibes Erlösung mit all den Gläubigen.

Wie oft erfahren wir die Wahrheit des folgenden Liedes:

Du lehrst in Trübsalsstunden beten,
Daß laut der Schrei die Wolken bricht.
Du lehrst zum Thron der Allmacht treten,
Wo Demut in Ergebung spricht:
Du läuterst in dem Prüfungstiegel
Und drückest der Bewährung Siegel,
Den tiefgebeugten Seelen auf.
Du führst auf Blut- und Flammenwegen,
Die heilge Schar dem Sieg entgegen
Und führst sie im Triumph hinauf.

Herzlich grüßend, Eure Mitpilger nach dem himmlischen Jerusalem.

N. N. Hiebert.

„Auf Wanderwegen"

ist der Titel eines neuen mennonitischen Buches, geschrieben von Schwester Frieda, Oberin des Mennonitischen Diakonissenheims zu Newton, Kansas. Die Verfasserin hat eine längere Europareise hinter sich und hat uns nun ihre Reiseeindrücke in Buchform vorgelegt. Meine Frau und ich haben die Reisebeschreibungen mit großem Genuß gelesen. Die Schreiberin entrollt uns Land um Land, Gegend um Gegend, Völker und Sitten wie sie grade jetzt sind vor unserem Geistesauge. Die Sprache des Buches ist ungeschminkt und zu Herzen gehend. Der leise Humor, der sich zuweilen versucht bemerkbar zu machen, ist geradezu köstlich. Der Grundton des ganzen Buches ist: frisch, fromm, frei. Der sittliche Gehalt des Buches steht über allem Zweifel erhaben. Schwester Frieda verfügt über eine gute Bildung, hat ihr Leben und ihre Gaben einer leidenden Menschheit geweiht und ist schon eine lange Reihe von Jahren im Newton Diakonissenheim tätig gewesen. Ihr Buch sollte in keiner Mennonitenfamilie fehlen. Alte und Junge werden es interessant finden und mit Profit lesen. Wir haben uns sofort ein Exemplar bei Schwester Frieda bestellt, denn ein besseres und passenderes Weihnachtsgeschenk können wir uns kaum denken. Eine Frau, die ihr Leben ihrem Volke in so uneigennütziger Weise gewidmet hat, verdient schon etwas Ermutigung und Anerkennung. Bestens grüßend,

G. G. Wiens.

Nachschrift: Einen schönen Gruß an den fünfundachtzigjährigen Dr. Peter Richert, Reedley, Calif. Sein Geständnis: „Ich bin noch nie ganz wehrlos gewesen", ist einfach großartig. Wie ist doch ein Tröpfchen Wahrheit so köstlich. Mir geht das nähmlich ganz genau so. Und was das Schlimmste ist: ich habe noch keinen Mennoniten getroffen, von dem ich den Eindruck hatte, er sei wirklich wehrlos. Hilf doch weiter, liebes Doktorchen. W.

Dankfest.

Wir freuen uns, daß unser Maria-Martha-Heim viele Freunde hat. Somit wollen wir Ihnen auch etwas von unserem Dankfeste mitteilen.

Der Herr gab Gnade, daß wir am 24. Oktober, 7 Uhr abends, das 10jährige Dankfest des Tabeavereins und Maria-Martha-Heims feiern durften, anschließend mit einem Missionsausruf.

Mit frohem Herzen eilte jeder dem Gotteshause zu. An diesem Donnerstag kamen auch die Mädchen, die sonst zu ihren Eltern und Freunden fahren, und nahmen teil an unserem Fest. Auch viele Gäste waren erschienen, was uns Tabeas immer froh stimmt.

Das Programm wurde von Schw. Anna geleitet. Zur Einleitung las eine Schwester Psl. 118, 1. 14—25. Sie machte eine kurze Bemerkung, daß der Herr auch unsere Macht und unser Heil sei. Auch wir rufen mit dem Psalmisten aus: „O Herr hilf, daß auch wir Sieger bleiben in der Großstadt." Schöne Lieder wurden gesungen und Gedichte deklamiert. Schw. Anna machte eine kurze Mitteilung, wie das Heim einmal entstanden sei. In einem kleinen Stübchen mit acht Mädchen hat der Herr das Werk begonnen. Von den acht Mädchen waren noch drei zugegen. Daß der Herr sich zu dem Werk bekannt hat, ersehen wir daraus, daß heute nahe an 300 Mädchen sind. Dann folgte eine Predigt von Prediger C. N. Hiebert. Er las 1. Thess. 1, 9—10. Der Hauptgedanke war „dienen".

Nach dem Programm wurden die Sachen versteuert. Es zeigte sich ein wahrer Missionssinn unter den Tabeas. Die Sachen wurden gut verkauft. Sie Summe war $192.00. Das Geld wurde zur Unterhaltung des Heims bestimmt.

Wir sind dem Herrn sehr dankbar für den Verein, wo wir eine geistliche Speise erhalten, auch für das Heim, wo jeder offene Türen findet. Am Sonntag werden die Sonntagsschullektionen durchgenommen, die zum großen Segen sind. Besonders dankbar sind wir dem Herrn, daß er uns in Schw. Anna so eine treue Vorstreberin gegeben hat. Ohne Unterbrechung geht es von Jahr zu Jahr. Unermüdlich hat sie nun 10 Jahre treu den Dienst für unseren Meister, Jesus Christus getan. Unser Wunsch und Gebet ist, Gott möchte sie uns noch lange erhalten.

M. Pätkau.

Wegweiser und Meilensteine!

Trotz allem, was mir starr entgegendroht,
Trotz Wüsten und Geröll, trotz Not und Tod;
Trotz allem, was mich traf und niederschlug,
Du weißt den Weg, so ist's mir genug.

Ja, Er weiß den Weg und Er ist der Weg, wie Er, unser Herr und Heiland ja selbst sagt: Ich bin der Weg. . . Ich bin das Licht der Welt. .; und so war und ist Er unser rechte Wegweiser, der Weg selbst; und wenn wir diesen gehen, erreichen wir ganz bestimmt, entschieden das wahre Ziel; dann landen wir sicher im Hafen der ewigen Ruhe; der Ruhe, die dem Volke Gottes vorhanden ist.

Auch der Sommer ist wieder vergangen. Er hat uns manch heißen Tag gegeben in unserer Ecke hier in Essex County, wo die Tage oft zu kurz waren, um alles zu erledigen. Dann aber hatten wir auch manch schönen Sonntag, wo wir in unserem geräumigen Gotteshause, welches fast immer bis auf den letzten Sitz angefüllt ist, von unseren Predigerbrüdern auf das himmlische Vaterhaus gewiesen wurden, für welches wir erwachsen sollen; es werden ja die Steine zu diesem Bau aus unseren Familien und Gemeinden genommen.

Die Tage werden wieder kürzer und die Abende rauher; und unwillkührlich stimmte man in das Herbstlied ein von dem Getön der Wandervögel, welches hoch in den Lüften fließt, wenn diese Sommergäste nach dem Süden ziehen. Aber auch der Herbst ist ja schön! Doch wenn sich erst der Wald färbt u. die Luft grau wird, dann wird man oft betrübt und man weiß kaum warum. Doch ein Warum unter den vielen anderen wissen wir, können wir uns beantworten,— das ist d. große Absterben der Natur und ist somit der schöne Herbst uns ein Wegweiser zum Kirchhof. Im Frühling mögen die Nebel noch so dicht gehen, daß sie die Sonne ganz verhüllen, so vermag ein leiser Windhauch sie weg zu blasen, und der sonnige Himmel blickt freundlich auf die grünende Erde, wo sich die Heide und der Wald schmückt, Garten und Wiese sich festlich kleiden und Blatt und Halm dankbar für ihr Erwachen stimmen; alles lebt. Doch so ganz anders ist es im Herbst: das Blatt, welches noch unlängst grünte, treibt dürr durch's Feld auch beim schönsten Sonnenschein; es ist tot, leblos, es ist dahin. Es lebte und starb, und das nur einmal. So auch wir — nur einmal machen wir diese Reise, darum wollen eine gute Spur zurücklassen, damit sie ein Wegweiser für unsere Kinder und Nachbarn wird. Der Wegweiser gibt's so viele, besonders in der Natur. Alles ist lehrreich, das Leblose wie auch das Lebendige; alles redet zu uns von der Größe und der Güte Gottes, ob der Sonnenschein, oder der Sturm, oder der Sand am Meer, wie's in einem Gedichte heißt. Alles fordert uns auf zu ernstem Nachdenken. Und der gestirnte Himmel, ruft uns der nicht zur Anbetung der Größe Gottes, Der all' diese Welten nach ewiger Ordnung in ihren Bahnen erhält? Doch auch andere Wegweiser gibt's, die uns Menschen, wenigstens einen großen Teil derselben, in solche Oeden führen, wo alles kalt und so fremd ist; keiner kümmert sich um den andern, kein gemeinsames Interesse, kein Band der Freundschaft verknüpft sie, obzwar die Sterne, dieser Wegweiser, funkeln; der Kommunistenstern nicht ausgeschlossen, und die Masse sehnsuchtsvoller, nach Befreiung ringender Menschen zu wärmen und zu leuchten suchen. Wie die Boten wandern diese Sterne von Welt zu Welt, um ihr Leben zu verkünden. Doch wir warnen vor denselben und besonders unsere Jugend, denn sie wagen sich auch in unsere Räume und spotten über den Lichtstrahl, der uns von oben leuchtet und als ein alter ihre Arbeit so fortsetzen, wie früher.

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50

Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der **neuen**, auch den der **alten** Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Bekannter zuflüstert in diesem Weltringen, welches uns oft nebelig dünkt, mutig auszuharren, bis das Ziel, der Gipfel, erreicht ist. Fragend stehen wir und unsere Jugend uns oft gegeneinander und schweigen. Wer kann die richtige Antwort zur rechten Zeit geben, wer der rechte Wegweiser sein? Auf einer jahrzehntelangen Irrfahrt sind wir umhergeschleudert worden und es hat uns unsägliche Mühe gekostet, unseres Volkes Gründer hier zu werden. Gegen uns stieg im alten Lande Zorn, Sturm und eine Flut von Waffen empor, ein Zurück gab's nicht und so drangen wir mutig und im Vertrauen auf unseren Wegweiser durch die Verwirrung und Brandung; und Gott sei Dank, das Toben gab nach und wir durften an den Ufern unserer gegenwärtigen Heimat anlegen. Und so haben wir als Volk auf unserer langen, langen Wanderschaft schon manchen Meilenstein aufgesetzt durch unseren Glaubensblick nach oben in Zeiten, wenn dunkel und ehern sich der unendliche Himmel über uns schweigend spannte und die Sterne matt wurden.

Die Wehrlosigkeit, warum kommt sie in Frage? Ist dieses eine Gelenk der vierhundert Jahre alten Kette, die uns umschließt, verrostet, daß man befürchtet, es könne brechen? Bricht dieses eine Gelenk, hält die ganze Kette nicht. (Bröckelt nicht so schon zu viel ab? Die Fußwaschung und dergleichen. Wo sind unsere Wegweiser?) Doch wir hoffen fest, daß es unseren Schmiedemeistern, die so emsig damit beschäftigt sind, dieses Gelenk zurechtzuschmieden, gelingen wird, selbiges wieder in Stand zu setzen, obzwar es ohne ein Kohlenfeuer nicht abgehen wird.

Wenn wir heute vor uns schauen, ein etwas in die Zukunft hinein, ist es, als ob sich ein großes düsteres Bild unseres Volkes entrollt; doch die Zukunft gehört uns nicht, ist nicht unser, und darum gilt uns nur das Heute: „Heute, so ihr Seine Stimme höret . . .“ Obzwar das Heute stets so sehr schnell verschwindet, entflieht, daß man unwillkührlich meint, es gebe nur eine Vergangenheit und Zukunft.

Doch zum Heute! Mit bangem und sorgenvollem Blick schauen wir auf unsere Kinder, resp. Jugend: da brauchen wir Wegweiser, ich meine Menschen, die von dem Gedanken beseelt sind, Berater und Führer der Jugend zu sein in der schweren Schicksalswende unseres gegenwärtigen Lebens. Die Jungen schauen auf den Vater, die Mädchen auf die Mutter, und wir, wohin führen wir sie? Teilen wir mit ihnen Freude und Leid? Besteht zwischen uns und den Kindern, wenn das Berufsleben der Aelteren sie von der Familie auch mehr fernhält, ein inniges Vertrauensverhältnis? Finden die Kinder mit ihren Nöten bei Vater und Mutter ein offenes Herz?

Die Arbeit füllt hier mehr als in der alten Heimat die Tage aus; viele unserer Kinder helfen daheim Vater und Mutter, aber sehr viele stehen unter fremder Herrschaft. Sehr viele lernen gegenwärtig Tag für Tag in den Schulen und viele sind im Erwerbsleben weit von daheim. Was haben sie als Geleit mit? Ein Pastor aus den Niederlanden hat einmal gesagt: „Wir Eltern vererben den Kindern nicht nur die Farbe der Augen und der Haare, den Schnitt des Gesichtes und den hohen Wuchs, auch nicht nur schöne geistige Anlagen, sondern auch den dunkeln Hang nach unten.“ So ist es möglich, daß der vererbte Fluch den Segen verdrängt. Da heißt's, einander zu umarmen, zu verstehen, daß keine Kluft zwischen Eltern und Kindern entsteht. Sobald man solches merkt, muß sie im Keime erstickt werden, oder doch überbrückt werden; und das ist Nummer 1 Aufgabe der Eltern. Es ist ja eine natürliche Neigung, daß die Eltern ihre Kinder lieb haben und sie mit allem Möglichen versorgen. Doch wir wollen höher hinaus: erstens, wohl erziehen, dann aber ihre Seele versorgen, daß sie Gottes Weg recht erkennen lernen durch Sein Wort; das ist das beste Werk und der größte Nutzen, welchen wir uns, dem Herrn, der Welt und auch den Kindern selbst schaffen können. Das ist die richtige Straße gen Himmel.

Sind unsere lieben Jungen und Mädchen, wie schon oben erwähnt, in die Fremde, hinaus ins feindliche Leben gegangen, woselbst sie anderen ihr Vertrauen schenken und auf eignen Füßen stehen, aus dem Bereich elterlichen Ermahnens, unter dem Einflusse einer anderen Umgebung, dann sollen und können unsere Gebete ihre Wegweiser sein.

Eine ostfriesische Bauernfrau sagte beim Abschied zu ihrem zwanzigjährigen, stattlichen Jungen, welcher für die Königsulanen in Hannover angemustert war: „Nun geh' mit Gott, Herbert, und denke daran: jeden Abend um 10 Uhr bete ich für dich!“ Eines Sonntags, Herbert hatte auch Urlaub bis 12 Uhr nachts bekommen, zogen die Ulanen fröhlich durch die Stadt; viel Schönes konnte man sich ansehen. Herbert ging überall mit, bis man zuletzt in's Haus der Unzucht kam. Er war schon ein wenig angesäuselt und hatte nicht mit den Gebeten seiner Mutter gerechnet. Als er über die Schwelle des dunkeln Hauses trat, schlug es vom nahen Kirchturm 10 Uhr. Wie ein Blitz schoß es ihm durch's Hirn: Jetzt betet meine Mutter für mich! Er konnte keinen Ton hervorbringen, aber riß sich los, machte kehrt und in wenigen Minuten war er in der Kaserne.

So leisten wir tatsächlich Wegweiserdienste, die unsern Kindern, auch unsern Nächsten u. unsern Freunden, die Augen öffnen für manche Gefahr, aber auch für manche Freude, die uns das Leben schenkt.

Es ist Winter; die Wolken ziehen oft müde dahin; die Wälder schweigen, denn ihre Sänger sind fort; die Erde wird kalt, und der Schöpfer Himmels und der Erde zieht ein weißes Grabtuch über dieses schweigende Grab.

Der Herr ist noch und nimmer nicht
Von seinem Volk geschieden;
Er bleibet ihre Zuversicht,
Ihr Segen, Heil und Frieden.
Mit Mutterhänden leitet Er
Die Seinen stetig hin und her.
Gebt unserm Gott die Ehre!

Jacob Dyck.

Beiträge

für die Menn. Lehranstalt zu Gretna, Man., vom 27. Sept. bis zum 9. Nevember.

C. H. Grunau, Winkler, $5.00; Rosengart Frauenverein, durch Fr. P. Rempel, 10.00; Joh. Siemens, Altona, 1.00; D. D. Klassen, Halbstadt, 2.24; B. Ewert, Winnipeg, 1.00; Schönwieser Gem. bei McAuley, 2.15; Erntedankfest-Kollekte, Newton Siding, 12.50; P. T. Friesen, Winkler, 1.00; J. J. Enns, Winkler, 5.00; A. Friesen, Winkler, 1.00; J. E. Dyck, Winkler, 2.00; A. K. Friesen, Winkler, 2.00; M. C. J. Alumni, durch S. H. Sobering, 60.90; Carman Jugendverein, durch H. C. Wiebe, 2.36; Schönwieser Gem. bei Rivers, durch H. Lepp, 5.00; Blumenthaler Mennoniten Gem., d. P. Boldt, 18.00; J. J. Friesen, Winkler, 1.00; Dr. C. Wiebe, Winkler, 10.00; H. H. Hamm, Altona; 10.00; J. N. Höppner, Plum Coulee, 10.00; M.C.J. Alumni, durch S. H. Sobering, 3.50; Maria Derksen, Winkler, 1.00; Bergthaler Gemeinde, durch H. S. Friesen, 14.91; Elim Gem., durch Abr. Driedger, 4.55; Lichtenauer Gemeinde, durch J. J. Braun, 25.50; Frau G. Siemens, Altona, 25 C.; Frau J. P. Kehler, Altona, 25 C.; D. D. Klassen, Halbstadt, 1.00; M.C.J. Alumni, durch S. H. Sobering, 2.50; Brüderg. bei Arnaud, durch D. D. Dürksen, 4.06; Gabentag in Gretna am 24. Okt., 30.00; Erntedankfest-Koll., Lichtenauer Gem., 39.85; D. K. Eidse, Morris, 25.03; Whitewater Gem., J. J. Enns, 8.25; Erntedankfest-Koll., durch J. J. Fröse, Foxwarren, 6.00; Gretna Versammlung, 15.00; Koll. von Sperling, Rosenort, St. Anne, Riverville, Chortitz, Kleefeld, Giroux und Steinbach, durch Jakob H. Peters, 156.23; Blumenorter Gemeinde, durch W. H. Görzen, 25.00; Dr. Seelheim, Winnipeg, 81.00; Gemeinde bei McCreary, durch P. Born, 1.10; Halbstädter Menn. Brüdergem., 2.68; Elim Gem., durch A. Driedger, 8.00; Bergthaler Miss.-Nähverein, Morden, 10.00; Whitewater Gem. bei Lena, durch J. J. Friesen, 2.17; Bibelwoche in Gretna 19.67.

Dankend wird der Empfang bescheinigt, und ganz besonders danken wir allen denen, die Br. J. H. Peters behilflich gewesen sind, und rufen ihnen ein „vergelt's Gott“ zu. Lasset uns aber Gutes tun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhöhen.

A. L. Friesen.

Marion S. Dakota,
den 6. November 1935.

Hiermit will ich die Einzelheiten von dem furchtbaren Autounglück, das gestern um 5.30 Uhr abends passierte, etwas beschreiben. Gestern Morgen fuhr unser lieber Bruder Is. J. Smith nach Sioux Falls und nahm die Brüder Ausrufer, Henry H. F. Buller, C. P. Unruh und John Adrian mit. Am Nachmittage waren sie noch auf einem Viehausruf. Zurück nahmen sie auch noch Br. Peter Deckert mit. Auf dem Heimwege, 16 Meilen westlich von Sioux Falls auf dem Hochwege Nr. 16 kommt ihnen ein Geschäftsmann, Mr. Johnson von Sioux Falls, entgegen, von der Fasanenjagt. Weil er wohl etwas angetrunken war, hatte er nicht die Kontrolle über sein Auto und fuhr über auf die unrechte Seite. Mit einer großen Geschwindigkeit schlugen die Autos zusammen, und wohl das schrecklichste Unglück, das in dieser Gegend in den letzten Jahren passiert ist, war geschehen. Drei von den besten Männern und Farmern unserer Umgebung gingen in die Ewigkeit. Br. C. P. Unruh und Henry H. J. Buller waren sogleich tot. Die Brüder Isaak J. Smith, Peter Deckert und John Adrian wurden schnell ins Sioux Valley Hospital gebracht. Br. J. J. Smith lebte noch bis 6.40 Uhr, also etwas über eine Stunde, wohl meistens oder immer bewußtlos. Br. Peter Deckert liegt sterbenskrank im Hospital. Er hat einen Schädelbruch, beide Beine und Rücken gebrochen und innere Verletzungen. Br. John Adrian hat schwere Stoßverletzungen am Körper und eine Rippe ist gebrochen. Wir glauben, er ist auf dem Wege der Besserung. Br. C. P. Un-

(Fortsetzung auf Seite 11)

Theologischer Teil

Der Heilige Geist im Alten Testament.

(Fortsetzung)

Und erklärend fügt Johannes hinzu: „Dies aber sagte Er von dem Geiste, welchen die an Ihn Glaubenden empfangen sollten; denn noch war der Geist nicht da, weil Jesus noch nicht verherrlicht worden war". Auch hieraus geht klar hervor, daß die Sendung des Heiligen Geistes noch zu erwarten stand. — Der dritten Stelle endlich begegnen wir in Apstgsch. 1, 5, wo Jesus kurz vor Seiner Auffahrt gen Himmel Seinen Jüngern bezeugt: „Johannes taufte zwar mit Wasser, ihr aber werdet mit Heiligem Geiste getauft werden nach nunmehr nicht vielen Tagen." Also auch da war diese Taufe noch nicht vollzogen und blieb immer noch eine zu erwartende Sache.

Es ist daher völlig gewiß, daß die Erfüllung dieser Geistestaufe bis zu dem Pfingsttage in Apstgsch. 2 in keiner Stelle der Heiligen Schrift erwähnt wird, und daß demzufolge bis dahin von einer bleibenden Inwohnung des Heil. Geistes in den Herzen der Gläubigen keine Rede sein konnte. Wie könnte auch eine Verheißung gegeben werden, wenn die verheißene Sache schon vorhanden wäre? Wenn wir also den Heiligen Geist vor Seiner Ausgießung in Verbindung mit den Menschen sehen, so kann es sich dabei nur um Seine Wirksamkeit, um Aeußerungen Seiner Kraft und um Mitteilungen Seiner Gaben handeln, nicht aber um Seine bleibende und persönliche Inwohnung. — Laßt uns nun, unter der Leitung des Geistes, zuerst diejenigen Stellen der vier Evangelien untersuchen, die auf Seine Wirksamkeit Bezug haben, und dann die darin enthaltenen Verheißungen etwas näher betrachten.

Wenden wir uns zunächst zu Luk. 1, 15, wo dem Zacharias in Bezug auf den ihm verheißenen Sohn gesagt wird: „Er wird groß sein vor dem Herrn; weder Wein noch starkes Getränk wird er trinken und schon von Mutterleibe an mit Heiligen Geiste erfüllt werden." Hier entsteht die Frage: Wenn durch diese Worte nicht, wie wir vorhin gesehn haben, die bleibende und persönliche Inwohnung des Geistes ausgesprochen sein kann, was ist dann damit gemeint? Einfach folgendes: Johannes wurde von Mutterleibe an in einer besonderen, außerordentlichen Weise mit der Kraft und den Gaben des Heiligen Geistes erfüllt, wie es seiner bevorzugten Stellung, als Vorläufer des Herrn, angemessen war. Gerade so lesen wir von Elisabeth, seiner Mutter, daß sie bei dem Gruße der Maria mit Heiligem Geiste erfüllt wurde, und sie weissagte über diese, sowie über die gesegnete Frucht ihres Leibes. (Luk. 1, 40 — 45.) Und ebenso wurde Zacharias bei der Beschneidung seines Sohnes mit Heiligem Geiste erfüllt und dadurch gleichfalls befähigt, über jenen und besonders über Christum zu weissagen. Wir haben hier also die Wirksamkeit des Geistes in einer besonders hervorragenden Weise eine außerordentliche Mitteilung Seiner Kraft und Seiner Gaben, die den Johannes zu seinem Dienste ausrüstete und Zacharias und Elisabeth zu weissagen befähigte. Daß aber eine solche besondere Erweisung der Kraft und Wirksamkeit des Heiligen Geistes nicht mit Seiner Inwohnung in den Gläubigen verwechselt werden darf, erhellt schon daraus, daß jene selbst dann noch stattfinden konnte, als diese schon verwirklicht war. So wurde Petrus, als er mehrere Tage nach jenem bedeutungsvollen Pfingsttage vor dem hohen Rate stand, „mit Heiligem Geiste erfüllt" (Apstgsch. 4, 8) und gab mit großer Freimütigkeit Zeugnis von der schrecklichen Sünde, die Israel durch die Verwerfung Jesu Christi auf sich geladen hatte. Und ebenso lesen wir in V. 31 desselben Kapitels, als Petrus und Johannes aus jenem Verhör zu den Ihrigen zurückgekehrt waren und sie einmütig ihre Stimme zu Gott erhoben hatten daß „sie alle mit Heiligem Geiste erfüllt wurden" und das Wort Gottes mit Freimütigkeit redeten. Dieses Erfülltsein und die persönliche Inwohnung des Heil. Geistes waren also zwei verschiedene Dinge die sowohl zusammen als auch voneinander getrennt vorhanden sein konnten.

Eine andere Stelle bezüglich der Wirksamkeit des Heiligen Geistes finden wir in Luk. 1, 35, wo der Engel Gabriel der Jungfrau Maria erscheint und ihr verkündigt: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, u. Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das geboren werden wird, Sohn Gottes genannt werden." Und in Matth. 1, 18 wird bezeugt daß Maria schwanger erfunden wurde von dem Heiligen Geiste, und es wird dem Joseph, ihrem Verlobten, im Traume gesagt: „Fürchte dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen; denn das in ihr Gezeugte ist von dem Heiligen Geiste." (V. 20.) Hier haben wir also eine ganz besondere Art der Wirksamkeit des Heiligen Geistes: Seine Zeugung des Sohnes Gottes im Mutterleibe der Maria.

Weiter lesen wir von dem alten Simeon, der auf den Trost Israels wartete, daß der Heilige Geist auf ihm war. (Luk.2, 25.) Er stand unter der besonderen Weisung und Leitung dieses Geistes, wie wir dies schon bei den Gläubigen des Alten Testaments gesehen haben. „Es war ihm von dem Heiligen Geist ein göttlicher Ausspruch geworden, daß er den Tod nicht sehen solle, ehe er den Christus des Herrn gesehen habe. Und er kam durch den Geist in den Tempel." (V. 26. 27.)

Das sind wohl die einzigen Stellen in den vier Evangelien, in denen von dem Heiligen Geiste, als wirkend in den Gläubigen, die Rede ist, obgleich außerdem noch von Seiner Wirksamkeit im allgemeinen gesprochen wird. So sagt z. B. der Herr in Joh. 6, 63: „Der Geist ist es, der lebendig macht." In Luk. 12, 12 beruhigt Er Seine Jünger in Bezug auf ihre Verantwortung vor der Obrigkeit durch die Worte: „Der Heilige Geist wird euch in selbiger Stunde lehren, was ihr sagen sollt." Und in Joh. 3, 5 bezeugt Er dem Nikodemus, daß der Eingang ins Reich Gottes von einer Wiedergeburt aus Wasser und Geist abhängig sei. — Ehe wir jedoch zu den Verheißungen bezüglich des Heiligen Geistes übergehen, müssen wir noch einige Stellen betrachten, die auf Seine Verbindung mit der Person Christi während des Wandelns des Herrn hienieden Bezug haben.

Obwohl wir nur mit heil. Scheu auf diesen Gegenstand eingehen, da er immer unsere Begriffe weit übersteigen wird, so dürfen wir doch davon reden, weil er zu den geoffenbarten Wahrheiten gehört. Es hängt bei diesem wunderbaren Geheimnis alles von dem Charakter der Stellung ab, die der Herr auf dieser Erde einnahm. Obwohl von Ewigkeit her selbst Gott und eins mit dem Vater, obwohl Herr des Himmels und der Erde, Schöpfer und Erhalter aller Dinge, gab Er doch um unsertwillen Seine Herrlichkeit auf und erschien auf der Erde in Gleichgestalt des Fleisches der Sünde, machte sich selbst zu nichts, nahm abhängiger und gehorsamer Mensch allezeit Seinen Vater. Stets begegnen wir bei Seinem Wandel dieser Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, und Er selbst bezeugt: „Ich kann nichts von mir selbst tun . . . denn ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen Dessen, der mich gesandt hat". (Joh. 5, 30.) „Mein Vater ist größer als ich." (Joh. 14, 28.) „Siehe, ich komme, . . . um deinen Willen, o Gott, zu tun." (Hebr. 10, 7; 40, 7. 8.) In dieser Unterwürfigkeit redete und handelte Er, und alles, was Er redete, und alle Seine Handlungen u. Wunderwerke geschahen durch die Kraft des Heiligen Geistes, den „Er nicht nach Maß besaß". (Joh. 3, 34.) Durch diesen Geist wurde Er in die Wüste geführt (Matth. 4, 1; Luk 4, 1), um vom Teufel versucht zu werden. Durch diesen Geist lehrte, tröstete und heilte Er (Luk. 4, 18), und in der Kraft dieses Geistes trieb Er die Dämonen aus. (Matth. 12, 28.) Auf eine ganz besondere und ausgezeichnete Weise kam dieser Geist auf Ihn hernieder, als Er von Johannes getauft wurde. Der Herr unterzog sich dieser Taufe, um sich mit dem treuen Ueberrest Israels zu vereinigen, der, gehorsam dem Worte Gottes, sich der Taufe des Johannes unterwarf, um auf einem neuen Boden, auf dem der Buße und der Vergebung der Sünden, mit Gott in Verbindung zu treten. Und als Jesus aus dem Wasser heraufstieg, wurde der Himmel aufgetan, und der Heilige Geist stieg in leiblicher Gestalt, wie eine Taube, auf Ihn hernieder, und es geschah eine Stimme aus dem Himmel: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden." (Mark. 1, 11; Luk. 3, 21, 22; Joh. 1, 32. 33.)

Zum ersten Male werden hier die drei Personen der Gottheit deutlich geoffenbart. Der Vater gibt Zeugnis vom Himmel herab, daß Jesus, der auf der Erde war, Sein geliebter Sohn sei. Zugleich sehen wir Jesum, den Sohn Gottes, und den Heiligen Geist, wie Er in leiblicher Gestalt auf Ihn herniederkommt. Dennoch war dies nicht die Ausgießung des Heiligen Geistes in die Herzen der Gläubigen, noch Sein persönliches Wohnen auf der Erde. Er kam vielmehr allein auf Jesum herab, und Er, der Sohn Gottes, war der Einzige, der während Seines Wandelns hienieden die Person des Heiligen Geistes in sich wohnend hatte.

Betrachten wir jetzt:

3. Die den Jüngern vom Herrn verheißene Sendung des Heiligen Geistes.

Erst am Ende der Laufbahn des Herrn auf der Erde hören wir aus Seinem Munde die Verheißung, daß Er den Seinigen einen anderen Sachwalter senden wolle. Drei Jahre lang hatten die Jünger ihren geliebten Herrn begleitet, waren von Ihm belehrt, ermahnt, vor allem Bösen bewahrt und mit vieler Langmut getragen worden. Jetzt war der Augenblick nahe gerückt, wo Er von ihnen scheiden mußte: Er ging hin, um für sie zu sterben. Die Erde konnte Ihn nicht länger behalten. Er mußte dahin zurückkehren, von wo Er ausgegangen war, und diesmal konnten Ihm Seine vielgeliebten Jünger nicht folgen. Sie mußten auf einer Erde zurückbleiben, wo die Sünde wohnte und wo Satan seine Herrschaft ausübte, in einer Welt, die Ihn verwarf und kreuzigte. Was war da natürlicher, als daß ihre Herzen traurig wurden, wenn Er vom Weggehen sprach? In Ihm verloren sie alles: ihren Ratgeber und Führer, ihren besten Freund, der ihr völliges Vertrauen und ihr ganzes Herz besaß Sie verloren Den, mit welchem sie die zärtlichsten Bande der Liebe verbunden waren, an dem sie mit aller Innigkeit ihres Herzens hingen, von dessen Lippen sie Worte des Lebens gehört, und auf dessen Gegenwart sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten. Was konnte da den Jüngern näher liegen, als tiefbetrübt zu sein, umsomehr als sie noch so wenig die tiefe Bedeutung und die Notwendigkeit Seines Hingangs verstanden und nichts anderes darin erblickten, als eine gänzl. Vernichtung ihrer Hoffnungen bezüglich der Erlösung Israels und ein völliges Zerreißen des lieblichen Verhältnisses, das bis dahin ihre Herzen so glücklich gemacht hatte? Der Herr aber wußte, was in ihren Herzen vorging. Er kannte ihre Gefühle und verstand ihren ganzen Schmerz und Er beruhigte sie mit dem süßen Trost, daß sie in Wirklichkeit nie mehr von Ihm getrennt werden sollten, nur für eine kurze Zeit dem Leibe nach. Er blieb auf ewig mit ihnen verbunden. Sie waren u. blieben Seinem Herzen stets teuer, u. Er ging nur hin, um durch Seinen Tod das Band unauflöslich zu machen und durch Seinen Hingang zum Vater ihnen droben eine Stätte zu bereiten. Dann wollte Er zurückkommen und sie zu sich nehmen, damit sie für immer bei Ihm seien. Zu gleicher Zeit verheißt Er ihnen einen anderen Sachwalter, der vorher kommen sollte, um auf ewig bei ihnen und in ihnen zu sein. (Fortsetzung folgt)

Waldstille und Weltleid.

Von Anna von Blomberg

(11Fortsetzung)

Mein lieber Neffe!
Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß das Manöver demnächst seinen Anfang nehmen wird, Du also bald einem längern Urlaub entgegensiehst, so erwarte ich, daß Du ihn hier in Storrinek verleben wirst. Es ist lange Zeit verflossen, seit Du das Stammschloß Deiner Väter u. Dein einstiges Erbe besuchtest. Ich muß Dich daran erinnern, daß es Deine Pflicht ist, mit Teilnahme hier zu weilen. Auch habe ich wichtige Dinge mit Dir zu besprechen. Es grüßt Dich Dein Oheim.

Karl Sigismund Reggfield,„
Reichsgraf auf Storrinek."

„Ich bitte dich," sagte Barrnbek, „wie kann dich dieser Brief so in Zorn versetzen? Er enthält ja nur eine freundliche Einladung."

„Nein, er enthält einen Befehl," antwortete Reggfield; „statt ich erwarte, sollte stehen, ich gebiete Dir, dann wäre es wenigstens ehrlich. Aber ich habe nicht die Absicht mein Blut und Leben in Storrinek einfrieren zu lassen. Dieser verhaßte Storrinek! Mir schaudert, wenn ich daran denke."

„Es ist gut, daß dich weiter niemand hört und sieht, als ich," bemerkte Barrnbek.

Reggfield blieb stehen und strich mit der Hand über seine erhitzte Stirn. „Du kannst so sprechen," erwiderte er; „dir wird es nicht schwer gelassen zu bleiben; du hast ein glücklicheres Temperament als ich. Ich weiß wohl, daß es unrecht ist, wenn alles in mir aufbäumt, sobald ich in die Nähe des Mannes komme, der mir der nächste auf Erden sein sollte. Aber diese grausame Ruhe, diese harte, eisige Gleichgültigkeit, die er bewahrt, wenn an mir jede Fiber zittert, die bringt mich noch von Sinnen."

Barrnbek war aufgestanden und an das Fenster getreten. Als der von neuem umherwandelnde Reggfield in seine Nähe kam, wandte er sich um u. hielt ihn fest. „Mein armer Reggfield," sagte er, „auch ich bin ja ohne Elternliebe unter Fremden aufgewachsen, aber doch war ich besser daran, als du. Die Hand, die auf deiner Kindheit lag, war hart. Daß du sie nicht lieben kannst, begreife ich. Doch meine ich, deine jetzige Aufregung muß noch einen andern Grund haben Wenn du sonst zu deinem Onkel gerufen wurdest, warst du niedergeschlagen, aber du empörest dich nicht so offen dagegen wie heute."

„Du hast recht," antwortete Reggfield: „es ist mir diesmal unmöglich, dem Rufe meines Onkels Folge zu leisten, weil ich schon eine andere Einladung angenommen habe."

„Wer ist denn auf die unvernünftige Idee gekommen, dich einzuladen?" fragte Barrnbek.

„Mein Oberförster," erwiderte Reggfield. „Vorgestern, als du mich nicht zu Hause trafst, war ich bei ihm, und er hat mich aufgefordert, nach dem Manöver wiederzukommen, um zu jagen."

„Was du an diesem Oberförster hast, ist mir nicht ganz verständlich," sagte Barrnbek. „Er muß ein ungewöhnlich liebenswürdiger Herr sein; sonst, sollte ich meinen, müßte es etwas langweilig für dich sein, dich eine oder gar zwei Wochen im Walde zu begraben. Ein leidenschaftlicher Jäger bist du ja nie gewesen. Wenn ich meiner Schwester Grete nicht versprochen hätte, zur Taufe ihres Sohnes zu kommen, würde ich dich wirklich begleiten, um deinen grünen Magneten kennenzulernen."

Reggfield sah seinen Freund rasch an und öffnete die Lippen, als wollte er etwas sagen. Doch er schloß sie wieder, und sein Blick suchte den Boden.

Barrnbek merkte das nicht; er war in Gedanken versunken. Nach einer Pause sagte er: „Du mußt nach Storrinek gehen, Reggfield; du darfst deinen Onkel nicht reizen."

„Er läßt sich ja nicht reizen," entgegnete Reggfield.

Barrnbek sagte hierauf ernst: „Er schreibt, er hätte wichtige Dinge mit dir zu besprechen, folglich mußt du gehen."

„Mir ist nicht wichtig, was der Onkel mir zu sagen hat", erwiderte Reggfield.

„Das ist unrecht," sagte Barrnbek. „Wenn du auch deinen Onkel nicht liebst, so solltest du doch Interesse haben für die Heimstätte deiner Vorfahren. Du bist der letzte deines Stammes."

Nach langem Hin- und Herreden erklärte sich Reggfield endlich bereit gegen Ende seines Urlaubs nach Storrinek zu reisen, u. hiermit mußte der mahnende Freund sich zufrieden geben. Dann verließen sie die Wohnung, um nach d. Kaserne zu gehen.

Als sie Arm in Arm die Straße hinunterwandelten, kam ihnen ein eleganter Wagen entgegen, in dem sie beim Näherkommen Augustin von Sengern erkannten. Der Baron ließ halten und fragte die Herren, ob er beim Abschiedsdiner auf sie rechnen dürfe.

„Ich bedauere," sagte Reggfield; „die Vorbereitungen zum Manöver verhindern mich, Ihre gütige Einladung anzunehmen."

Barrnbek sagte: „Ich will mir die Sache überlegen. Es ist leicht möglich, daß ich meinem Freunde bei seinen Vorbereitungen helfen muß; er ist so sehr unselbständig, wenn es zu dieser Art von Beschäftigung kommt."

Ueber Augustins Gesicht flog eine Wolke. Er sprach einige höfliche Worte und ließ bald weiterfahren. Doch wendete er sich im Wagen um, und sein Blick verfolgte die schöne Gestalt Reggfields, der ihm gegenüber eine so unverkennbar ablehnende Haltung angenommen hatte. „Nur nicht zu stolz, mein lieber Graf", murmelte der lange Baron. „Wir haben auf unserer Seite einen Bundesgenossen, der noch stolzer und um vieles mächtiger ist als du."

Fünftes Kapitel.

Auf dem Hofe der Oberförsterei stand Serena und fütterte ihre gefiederten Lieblinge. Noch lag der Tau auf den Gräsern, und die Morgensonne spiegelte sich in den Tropfen, daß sie blitzten wie Diamanten.

Zu Serenas Füßen drängte sich die hungrige Schar. Die emsig pickenden Schnäbel verursachten ein Geräusch, wie das Fallen des Regens, Serena belustigte sich, ab und zu eine Handvoll Körner auf die Federkleider zu werfen, daß es prasselte.

Aus einer Ecke des Hofes kamen noch einige Verspätete. Halb fliegend halb laufend, mit ausgebreiteten Flügeln und weit vorgestreckten Hälsen stürzten sie herbei. Auch die Tauben stellten ihren Spaziergang auf dem sonnenbeschienenen Dache ein u. schwangen sich mit ein paar raschen Flügelschlägen hinunter auf den Futterplatz. Schnatternd bewegte sich vom äußersten Ende des Hofes der lange Zug der Enten heran. Sie hatten die trübe Ahnung, daß, ehe ihr schwerfälliger Gang sie zur freigebigen Herrin gebracht, der Vorrat in deren Schlüssel zu Ende sein würde, und diese Ahnung betrog sie nicht.

„Ihr armen Enten kommt wieder viel zu spät," sagte Serena schüttelte den Rest aus der Schüssel ihnen entgegen und näherte sich dem offenen Stalle, wo der alte Franz beschäftigt war den Goldfuchs zu striegeln. „Gib mir noch ein wenig Hafer," sagte sie bittend; „die Enten sind so langsam, u. nun haben die Hühner ihnen alles weggefressen."

„Nix Hafer," antwortete der Pole, „sind sich Enten faul, brauchen sich Enten nix; sind sich viele Frösche im Bach."

„Gib mir Hafer," bat Serena wieder, „ich möchte sie so gern füttern, sie erwarten ihr Futter von mir."

„Soll Fuchsel sich hungern, weil Enten sich Hafer fressen?" fragte Franz und deutete stirnrunzelnd auf den vierbeinigen Gast.

„Guten Morgen, Fräulein Serena!" rief es da vom Hause her. „Warten Sie, ich komme und helfe Ihnen."

Serena richtete ihren Blick nach dem Fenster des Fremdenzimmers; es war geöffnet, und Reggfield stand in der Oeffnung und nickte dem anmutigen Mädchen heiter zu.

In der nächsten Sekunde hatte er sich auf die Brüstung geschwungen, stand einen Augenblick hochaufgerichtet da und sprang dann in den Hof hinunter. „Jetzt wollen wir diesem polnischen Geizkragen den Futterkasten aufbrechen," sagte er, als er Serena erreichte. „Geht's nicht mit Güte so mit Gewalt. Sollen sich Enten nicht hungern, weil Fuchsel sich Hafer frißt." Er nahm Serena die Schüssel aus der Hand und schritt auf den Kasten zu in welchem der Hafer verwahrt wurde „Nun, alter Freund," fragte er, als der Kutscher noch immer zögerte, „wird's bald? Sonst hole ich das Stemmeisen."

Brummend kam Franz heran und schloß den Kasten auf.

Reggfield fuhr mit der Schüssel hinein und brachte sie, bis an den Rand gefüllt, wieder heraus. „Das wird dem Fokki an seiner nächsten Ration abgezogen", befahl er; „ich habe ohnehin den Argwohn, daß Sie mir das Tier mästen wollen." Dann kehrte er mit Serena in den Hof zurück, und die Fütterung begann von neuem. Reggfield stand als Sicherheitspolizei dabei. Er verjagte die unersättlichen Hühner, wenn sie den Enten auch diese Beute entreißen wollten.

„Ich werde dem Fokki Brot und Zucker bringen," sagte Serena am Schluß der Fütterung; „er soll meiner Enten wegen nicht verkürzt werden." Sie näherte sich wieder dem Stall.

Reggfield ging hinein, löste sein Pferd von der Krippe und führte es heraus.

Nach einigem Suchen fand Serena in ihrer Tasche ein Stück Zucker. Sie reichte es Fokki, aber als er danach fassen wollte, zog sie furchtsam die Hand zurück.

Lachend nahm Reggfield den Zucker und gab ihn dem enttäuschten Pferde, indem er zu Serena sagte: „Ihre Beherztheit und Ihr Wohlwollen scheint sich nur auf das niedere Getier zu erstrecken."

„Vor unseren Braunen fürchte ich mich nicht," antwortete Serena, „aber der Fokki schüttelt oft so wild mit dem Kopfe."

„Er ist mutig," erwiderte Reggfield. „Im übrigen ist er sanft wie ein Lamm. Versuchen Sie nur, ihn zu streicheln."

Zagend kam sie seiner Aufforderung nach. „Er ist wirklich sehr schön und sein Fell so weich," sagte sie erfreut. als Fokki sich die Liebkosung geduldig gefallen ließ.

Reggfield sah erst sie an, dann das Pferd, und in seinen Augen blitzte ein Gedanke, halb wie Lachen, halb wie Ernst.

Aber Serena bemerkte es nicht: sie streichelte wieder den schlanken Hals des Tieres und sagte ahnungslos: „So weich, so weich! Es muß sich gut auf ihm reiten." Plötzlich fühlte sie sich vom Boden aufgehoben, und ehe sie noch recht wußte, was geschah, saß sie oben auf Fokkis Rücken und Reggfields Arm hielt sie sorgsam fest.

„Herr Graf", rief sie erschrocken,„was tun Sie?"

„Fortreiten werden wir," entgegnete er, „hinaus in die weite, weite Welt."

„Treiben Sie nicht so bösen Scherz mit mir," bat sie, und Tränen traten in ihre Augen.

„Es ist mein Ernst," erwiderte er, aber er sah dabei zu Boden, um das Lachen zu verbeißen.

In diesem Augenblick trat der Oberförster aus der Haustür. Verwundert sah er auf die Szene, und als Serena ihm bittend die Hände entgegenstreckte, kam er mit großen Schritten über den Hof.

Da aber umfaßte Reggfield blitzschnell das Mädchen und hob sie herab. Ohne sich noch einmal umzusehen, lief sie davon.

„Was haben Sie mit der kleinen Hexe angefangen?" fragte der Oberförster etwas ungehalten.

„Schelten Sie nicht, gestrenger Herr," sagte Reggfield treuherzig.

„Die Versuchung zu der Neckerei war zu groß; ich glaube, auch Sie hätten ihr nicht widerstanden.“

Der Oberförster mußte lächeln u. murmelte etwas in den Bart.

Er forderte dann seinen vornehmen Jägerburschen auf, sich zu rüsten weil er ihn heute weit in den Forst hinein führen wollte. Als er hierauf in das Haus zurückging, begegnete ihm Maria. Er rief sie zu sich heran und sagte: „Höre, mein Kind, du bist ja ein verständiges Mädchen; habe acht auf deine Schwester und suche zu verhindern, daß sie mit dem Grafen allein ist. Die beiden gehen in ihren Kindereien zu weit. Ich liebe das nicht.“

Als am Nachmittage die Sonne gegen Westen rückte, wanderten die Schwestern nach ihrem Lieblingsplatze, dem kleinen Hügel über dem Bache. Sie hatten ein anstrengendes Tagewerk hinter sich; denn Frau Charlotte hatte die Abwesenheit der Herren benutzt, um das Haus gründlich zu säubern. Nun saßen sie in dem weichen Moos und ruhten von ihrer Arbeit. Serena lachte und plauderte und bemerkte in ihrem Frohsinn nicht, daß Maria noch ernster war als gewöhnlich.

Als die Kleine endlich eine Pause machte, fragte Maria plötzlich: „Serena, hast dun schon einmal daran gedacht, daß wir keine Kinder mehr sind?“

„Warum soll ich daran denken?“ fragte Serena arglos.

„Es wäre gut, wenn du es tätest,“ erwiderte Maria, „und wenn du endlich anfingst, ein wenig mit Ueberlegung zu handeln.“

Serena seufzte. „Mit Ueberlegung zu handeln, daß muß sehr schwer sein, und ich weiß nicht, ob es mir möglich ist. Aber weshalb sagst du mir das alles?“

Etwas zögernd antwortete Maria: „Ich stand heute morgen am Küchenfenster und sah die Szene zwischen dir und dem Grafen, wie er dich auf sein Pferd hob. Und ich meine eben, wenn du nur ein wenig achtsamer wärst, so hättest du sehen müssen, daß er etwas im Schilde führte, u. hättest dich beizeiten zurückziehen können.“

Serena barg ihr Angesicht in den Händen. „Warum mußt du mich denn daran erinnern?“ murmelte sie. „Ich hatte es schon glücklich vergessen.“

„Denke nicht. daß ich dich kränken wollte,“ sagte Maria und beugte sich zu ihr; „nur um dir und den Eltern Verdrießlichkeiten zu ersparen, wollte ich dich bitten, sei etwas vorsichtiger.“ Und noch zögender, als bisher gesprochen hatte. fuhr sie fort: „Laufe nicht. wie sonst. soviel allein umher, solange der Graf noch hier ist. Sage es mir, und ich werde dich begleiten, wohin du willst.“

„Du bist gut. Maria.“ sagte Serena und umschlang die Schwester mit ihrem Arm. So saßen sie eine Weile schweigend aneinander geschmiegt. Doch nicht lange konnte die Kleine die Untätigkeit ertragen. „Ich will was für dich pflücken.“ sagte sie, „dort unten wachsen schöne Immortellen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, stieg sie den Hügel hinab.

Maria verfolgte mit ihren Blicken die leichte Gestalt wie sie dahinschritt nach der blumigen Waldwiese. Dort stand sie jetzt. Rings lag der goldene Schein der untergehenden Sonne; er zitterte über den grünen Gräsern und freundlichen Herbstblumen; er umfloß das liebliche Mägdlein und stahl sich unter den großen Hut in ihr Gesicht, um jede Wolke zu verscheuchen. War sie doch das glückliche, fröhliche Sonnenkind.

Ein Schmetterling kam geflogen. Er war groß und schön, ein schillerndes Pfauenauge. Nicht weit von Serena ließ er sich auf einem schwankenden Halm nieder, und sie näherte sich vorsichtig um ihn zu fangen. Aber als sie die Hand ausstreckte, flog er weiter. Er gaukelte von einem Halm zum andern, und sie folgte ihm unbedenklich, mit steigendem Eifer. Ihren Strohhut hatte sie abgenommen, um ihn als Fänger zu benutzen. Jetzt saß der Schmetterling auf einem Gänseblümchen. Sei es, daß ihn dieses besonders fesselte, oder war er ermüdet genung, er mißachtete die drohende Gefahr; d. Hut flog über ihn, und er war gefangen. Behutsam nahm ihn Serena in die hohle Hand. Er hatte die Flügel fest zusammengefaltet und bewegte nur leise die Fühlhörner. „Warum ängstigst du dich, armes Tierchen?“ fragte Serena. „Ich werde dir nichts tun; ich wollte dich nur einmal genau besehen; du bist so schön.“ Sie öffnete die Hand und hielt sie gegen das Sonnenlicht. Eine Weile saß der Schmetterling ganz still, dann aber breitete er die glänzenden Flügel aus, und sie trugen ihn fort, weit, weit, zum blauen Himmel empor. Serena sah ihm nach. bis er verschwunden war.

Da tönte aus dem Walde der melödische Ruf eines Pirols. Er mußte sich wohl sehr verspätet haben, dieser Pirol; alle seine Brüder waren gewandert. Der Pirol war einer von Serenas besonderen Lieblingen. Sie war ihm oft stundenlang gefolgt. von einem Baum zum andern, um ihn ordentlich sehen zu können. Damit der schöne Vogel über den Verfolger getäuscht werde, hatte sie seinem Ruf nachgeahmt. Auch jetzt widerstand sie nicht der Einladung, sondern sprang schnell und leichtfüßig über die Wiese hin. der Richtung zu, wo der Vogel rief. „Hüo-bülo,“ wiederholte Serena; sie besaß schon eine gewisse Fertigkeit darin. Jetzt stand sie am Fuße der Buche und suchte in ihren Zweigen den schön gefiederten Vogel. Da hörte sie Rauschen und Flattern; er war fortgeflogen. hoch über ihrem Kopf hinweg. Und wenn er fliegt so fliegt er weit. Sie wartete ein Zeitlang, dann rief sie wieder laut u. deutlich: „Hüo-bülo!“ Richtig. die Antwort kam. aber aus welcher Ferne Unverdrossen setzte Serena ihren Weg fort. Ab und zu rief sie ihr „Hüobülo“, mitunter auch ein langgezogenes „Hüüo“, je nachdem der Vogel antwortete. Mehrmals mußte sie die Richtung wechseln. weil der Vogel neckisch seinen Platz verändert hatte. Er machte es ihr heute recht schwer. Jetzt war er sogar ganz verstummt: alles Locken blieb vergeblich. Sie wollte schon die Hoffnung aufgeben, seiner ansichtig zu werden. Nur einmal rief sie noch.

Da antwortete dicht neben ihr im Strauchwerk eine Stimme: „Bin allhier!“ Und gleich darauf trat ein schlanker Jäger aus dem Gebüsch. Das Gewehr hing ihm über der Schulter, und ein Bündel Rebhühner guckte aus der Jagdtasche. „Grüß Gott!“ rief er und schwenkte fröhlich die Mütze. „Nun weiß ich doch, warum mir die Vogelstimme so seltsam bekannt vorkam; bin ihr schon eine geraume Weile gefolgt, und das war mein Glück. Aber Sie wollen doch nicht etwa Regen prophezeien, Fräulein Serena? oder warum ahmen Sie sonst dem Regenvogel nach?“

Sie hatte, während er sprach, Zeit gefunden, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen. „Nein, ich will keinen Regen prophezeien.“ antwortet sie nun; „ich ahme dem Vogel nur nach, damit er glauben soll, es wäre einer seiner Kameraden, der ihn ruft.“

„Wie raffiniert!“ erwiderte er. „Einen so gewitzten Vogelsteller hätte ich in Ihnen garnicht vermutet. Ein anderemal müssen Sie Ihren Herrn Vater und mich auf die Jagd begleiten. Aber auch ich bin heute nicht untätig gewesen. Sehen Sie ich bringe Braten für heute abend und morgen mittag; in der Tasche stecken noch zwei Hasen, und sogar einen Hirsch habe ich erlegt. Der Franz muß ihn mit dem Wagen hereinholen.“ Bei den letzten Worten schickte er sich zum Weitergehen an und sah sich erwartungsvoll nach ihr um.

Nun aber fiel ihr Marias Warnung ein, darum zauderte sie, und es ward ihr beklommen zumute.

„Wollen Sie noch weiter in den Wald hineingehen?“ fragte er, indem er zwei Schritte zurückkam.

„Nein, ich muß nach Hause gehen,“ antwortete sie.

„Auch ich will nach Hause,“ entgegnete er, „wir gehen zusammen.“

Sie bewegte leise verneinend den Kopf und sagte: „Zuerst muß ich Maria abholen; ich habe sie allein auf dem Mooshügel zurückgelassen.“

„Dann begleite ich Sie dorthin,“ erwiderte Reggfield. „Zwar habe ich heute schon einen anständigen Marsch gemacht, doch bis auf den Mooshügel tragen mich meine Füße noch. Ich stehe also zu Ihrem Befehl.“

„Sie sind müde, Herr Graf, gehen Sie lieber direkt nach Hause,“ sagte Serena etwas unsicher.

Er sah sie erstaunt an. „Wollen Sie meine Begleitung nicht?“ fragte er.

Sie schwieg.

„Was ist Ihnen, Fräulein Serena?“ fragte er weiter, „warum sind Sie plötzlich so anders als sonst?“ Und als sie auch jetzt noch keine Antwort gab, fuhr er fort: „Wäre es möglich, daß Sie noch an die dumme Geschichte von heute früh denken? Ja, ja. das ist es; Sie haben mir noch nicht verziehen. Sie können sich freilich nicht vorstellen, wie verlockend es war, als Sie so ahnungslos neben meinem lustigen Fokki standen, und wie noch viel verlockender es nachher war, einmal Ihre Leichtgläubigkeit auszubeuten. Daß Sie glauben konnten, ich würde am hellichten Tage mit Ihnen davonjagen, angesichts des brummigen Franz und der ganzen Oberförsterei, ohne Mütze, ohne Mantel, auf ungesatteltem Pferde, wie ein asiatischer Steppenfürst!“ Er lachte, daß er sich schüttelte. Als sie ihn mit großen Augen ansah, bezwang er sich jedoch und sagte: „Jetzt sehe ich ein, daß ich unrecht tat. Sie haben das gute Zutrauen zu mir verloren, durch welches Sie mich sonst glücklich machten. Aber wenn ich Ihnen nun verspreche, daß ich Sie nie mehr in solcher Weise erschrecken und ängstigen werde, dann sind Sie wieder gut und hübsch artig mit mir, nicht wahr?“

Immer noch antwortete sie nicht.

„Fräulein Serena, können Sie mir wirklich so lange böse sein?“ fragte Reggfield weich und faßte nach ihrer Hand.

Sie zog sie hastig zurück. Der einschmeichelnde Klang seiner Rede und die Erinnerung an Marias Worte riefen die widerstreitendsten Gefühle in ihr wach. Mit abgewandtem Gesicht antwortete sie: „Lassen Sie mich allein gehen, Herr Graf; es ist besser so. Maria hatte recht, als sie mich warnte.“

„Also ihr habe ich das zu danken,“ sagte Reggfield mit gänzlich veränderter Stimme. „Und ist denn Fräulein Maria maßgebende Authorität für Sie? Müssen Sie ihr gehorchen?“

„Ich muß nicht, aber ich will,“ antwortete Serena.

Bis in's tiefste Herz traf sie der Blick, den Reggfield nach diesen Worten auf sie richtete. Stumm trat er zurück, um sie vorbeizulassen, und deutete mit der Hand auf den Weg, den sie nehmen mußte.

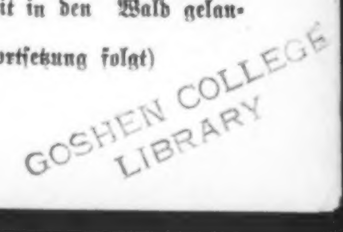
Sie stürzte an ihm vorüber, ohne aufzusehen. Wie gejagt lief sie durch den Wald. Was hatte sie denn getan, daß ihr mit einemal so unsäglich traurig zumute ward, und ihr das Herz klopfte, als sollte es zerspringen? Sie hatte ja nur Marias Mahnung befolgen und vorsichtig dem aus dem Wege gehen wollen, was etwa Verdrießlichchkeiten schaffen konnte. Ach, sie hatte vorher gewußt, daß es ihr unmöglich sein würde. Dieser erste Versuch, mit Ueberlegung zu handeln, war jämmerlich mißlungen. Nicht aus dem Wege gegangen war sie den Verdrießlichkeiten, sie hatte sie heraufbeschworen. Und es war mehr als Verdruß, es war Leid und Weh, das sie jetzt erfüllte, bittere Reue über die Kränkung, die sie in ihrem Unverstand einem andern angetan hatte.

Als sie aus dem Walde heraustrat, sah sie, daß über die Wiese ihr eine Gestalt entgegenkam. Es war Maria, die, beunruhigt über ihr langes Ausbleiben, sie suchen wollte. Wäre sie doch eher gekommen! Vielleicht hätte ihre Dazwischenkunft das Unglück verhütet.

Serena mäßigte die Eile, mit der sie bisher ihren Weg verfolgt hatte. Müde ging sie der Schwester entgegen.

„So schnell hattest du meine Worte vergessen,“ sagte Maria vorwurfsvoll. „Warum bist du wieder allein so weit in den Wald gelaufen?“

(Fortsetzung folgt)



Missionsbericht
aus Afrika, von der „Pniel-Mission“ in Bololo, in Congo-Belge.

Bololo, den 20. Sept. 1935.

Meine teuren Geschwister und Freunde!

Einen herzlichen Gruß aus der Heimat mit Ps. 34, 2—6! Ich hatte den Freunden unserer Mission von Bololo versprochen, sogleich zu schreiben, wenn ich daheim angekommen sein würde. Heute ist die erste Gelegenheit, die Post abzugeben, und da will ich schnell ein paar Zeilen mitgeben, damit unsere Beter nun statt um Bewahrung auf der Reise für mich zu bitten, nun danken und loben, Dem, der alles herrlich gemacht hat, und mich gesund und froh zu den Meinen gebracht hat.

Es war am 17. Sept., um halb 12 Uhr mittags, als ich — obgleich schon längst und sehnsüchtig von meinen Lieben und den Schwarzen erwartet, dennoch unverhofft auf den Hof kam. Oft hatte man bestimmt mit meiner Ankunft gerechnet und sich doch immer getäuscht, wenn das Boot vorbei war. Jetzt, wo man mich zur Stunde nicht erwartet, erschien ich plötzlich, ohne daß man fertig kam, mir entgegen zu kommen. Das Boot hielt ungefähr 8 Uhr morgens bei Djongo-Beach, wo wir eine kleine Haltestelle veranlaßt haben, seit wir hier bei Bololo sind. Es waren eine Anzahl Dongese (hiesiger Volksstamm) am Wasser und guckten scheu durch die Büsche zum Boot. Als sie merkten, daß ich ausstieg, kam alles aus den Büschen: Männer, Weiber, Kinder, ganz alte Großväter und Großmütter und haben mich dann in einer Weise begrüßt, wie sie nur dem Dengese hier eigen ist. Die Passagiere und der Kapitän vom Boot sahen mit Staunen vom Schiff zu, wie herzlich diese Wilden den weißen Mann empfingen, von denen sie aus den Zeitschriften nur Böses wußten. Ich wunderte mich selbst über die Herzlichkeit und Freude, mit der ich mich umgeben sah. Jeder von den ersten Begrüßern wollte mich dann genau in Kenntnis setzen über das Wohlbefinden meiner Familie in Bololo. Jeder, der zum Sprechen ankam, vergaß nicht zu erwähnen: „Du bist aber sehr lange weggeblieben, aber Du bist gekommen und Ikongolom (unser kleiner Arthur) lebt und ist schon groß geworden.“ Dann kamen Männer und Frauen und erboten sich, meine Sachen nach Bololo zu tragen. Das ist dem Dengenese sonst nicht eigen. Ich hatte sonst ja immer erst lange zu bitten und Versprechungen zu machen, wenn wir mal Träger brauchten. Hier war nun die Ueberraschung für die Schwarzen so groß, daß sie unwillkürlich aus ihrer natürlichen Fassung kamen. Unter den Schwarzen hier hatte sich das Gericht verbreitet, ich sei auf dem Wege, oder im Lande der Weißen, gestorben. Das war bei allen Ueberzeugung geworden und daher ihre große Verwunderung, als sie mich sahen. Ich schickte einen Teil der Sachen voraus nach Bololo, brachte den Rest am Dankuru (Fluß) unter Dach, nahm dann mein Fahrrad, das ich mir aus Deutschland mitgebracht hatte und machte mich auf den Weg nach Bololo. Es sind ungefähr 18—20 Kilometer vom Sankuru bis zum Missionsplatze. Der Weg, oder besser Waldpfad, ist sehr schlecht. Im Walde war der Pfad so verwachsen und voll umgefallener Bäume, daß ich große Mühe hatte, mein Rad durchzukriegen. An Fahren war nicht zu denken. Es wollte mir nicht schnell genug gehen, und trotzdem es noch nur morgens war und die Sonne noch niedrig war, war ich doch in Schweiß gebadet. Die ganze Reise von Europa war mir nicht so langvorgekommen, als diese letzte Strecke bis zum Ziele. Eine Stunde von Bololo liegt Djongo. Schon etliche Kilometer vor dem Dorf wird der Weg fahrbahr für das Rad, darum kamen die Leute des Dorfes nicht fertig, mir entgegenzukommen. Zum Schreck aller sauste ich mit einmal an ihnen vorbei. Meinen Namen (Lusengani) hörte ich immer erst mit einem großen Jubel begleitet, wenn ich an einer Schar vorbei war. Der Ausgang des Dorfes Djongo liegt an einer Anhöhe, und ich mußte das Fahren aufgeben, bis ich über den Bergrücken war. Dieses nahmen viele wahr und holten mich ein. Bald war ich von einem Lärm und Tanz umgeben, daß ich mich beeilte, auf die Höhe zu kommen, damit ich davonfahren könnte. Vergab ließ ich meinem Schwarzen (Fahrrad) freien Lauf; und er eilte, als ob er die seelischen Empfindungen mit mir teilte. Eine Anzahl kräftiger Jungen aber hatten genug Kraft, immer ganz in der Nähe zu bleiben, und sie hielten wirklich aus mit Laufen, bis ich am Ziele war. Meine Träger waren weit hinten geblieben mit den Sachen, und so war es niemandem möglich gewesen, ein mündliches Telegramm nach Bololo zu bringen. Als ich an das Dorf Bololo hinankam und gleich ein paar Schülern begegnete, erhob sich ein Freudengeschrei, daß meine Anna mit den drei Kindern an der Hand doch noch fertig kam, mir etwa 100 Meter entgegenzulaufen. Das gab ein frohes Wiedersehen, von dem man nicht nähere Beschreibung geben möchte. Endlich nach 360 Tagen hatte ich die Meinen wieder bei mir. Wir priesen Gott über alles und dankten ihm für seine Treue. Er steht zu seinen Verheißungen. Das hatten wir reichlich erfahren. Es hatte sich kein Uebel zu unserer Hütte genaht. Auch unsere Erna dankte dem Heilande so kindlich, daß sie im Warten und Glauben nicht getäuscht ward. Im Eßzimmer hatte man auf weißem Stoff mit großen grünen Buchstaben an die Wand gebracht:

„Ich bin mit Dir gewesen,
Ich habe Dich behütet, wo Du hingezogen bist,
Ich habe Dich zurückgebracht in dieses Land,
Ich habe Dich nicht verlassen, bis daß ich getan,
Was ich Dir geredet habe. . .“

Das ist eine Umstellung von 1. Mose 28, 15, welches unser Abschiedswort am 23. Septemebr 1934 war. Ich glaube, der Herr wird es uns gestatten, sein Wort für uns in diesem Falle so persönlich zu nehmen.

Stundenlang dauerte draußen der Tanz auf dem Hofe und auch die Heiden priesen in ihrer Weise Gott für meine Rückkehr.

In der Zeugnisstunde vor Abend fiel mir besonders auf, daß alle, die zu Worte kamen, erwähnten: „Lusangani hat uns nicht betrogen, er ist wiedergekommen, und so wird Jesus auch kommen.“ — Die Heiden nehmen uns so sehr zum Vorbild und Beispiel, daß uns der Wandel und die eigenen Schwächen oft das Gefühl der Unmündigkeit geben, hier als Zeugen zu stehen.

Gestern morgens hatten wir ein Begrüßungsfest mit den Schülern, wozu auch andere hinzugekommen waren. Ueber den Verlauf der Stunde schreibe ich oder ein anderer vielleicht das nächste Mal. Ich freue mich so sehr, daß uns die Herzen der Leute zugeneigt sind, und wir hier ein sehr großes, hoffnungsvolles, aber auch schweres Arbeitsfeld haben. Wo reichen aber unsere Kräfte hin, um diese Aufgabe hier zu erfüllen? Was bei Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.

Eure Geschwister
Heinrich und Anna Bartsch.

Anmerkung. — Der „Afrika-Missions-Verein“ zwecks Unterstützung der „Pniel-Mission“ in Bololo-Congo-Belge macht hiermit bekannt, daß der Verein zu jeder Zeit Auskunft über die Arbeit im Missionsfelde gibt und auch freie Gaben entgegennimmt, die an folgende der zwei Adressen gesandt werden können:

Cornelius A. De-Fehr, 126 Princess Street, Winnipeg, Man.

Gerhard J. Reimer, Winkler, Man., Box 298.

Im Namen des A. M. Vereins,
G. J. Heimer, Sekr.

Programm

für den christl. Jugendverein der M. B. Gemeinde, Nord-Ende, abzuhalten am 24. Nov. 1935.

Hauptthema: „Die Mission“.
Gesang mit Musik.
Einleitung von Br. Peter Peters
Lied von der Versammlung.
Thema: „Die innerste Mission“, v. Br. Js. Redekopp.
Gedicht von Martha Thießen
Lied vom Chor
Thema: „Die innere Mission“, von Br. C. N. Hiebert
Lied von Susie Derksen
Musik von Nettie Isaak
Thema: „Die äußere Mission“, von Br. J. G. Wiens, Winkler
Lied vom Chor
Gedicht von Anna Derksen
Kollekte und Schluß.

Das Progr.-Komitee.

Deutsches Konsulat in Vancouver.

Wie uns das deutsche Konsulat in Winnipeg mitteilt, wird in diesen Tagen ein deutsches Konsulat in Vancouver eröffnet. Herr H. W. Mahler, der Leiter der dortigen Passageagentur der Hamburg-Amerika Linie und des Nordd. Lloyd, ist von der Reichsregierung zum Wahlkonsul ernannt worden und hat von der canadischen Regierung das Exequatur erhalten.

Der Amtsbezirk des dem deutschen Berufskonsulat in Winnipeg nachgeordneten neuen Konsulats umfaßt die Provinz Britisch Kolumbien. Die in jener Provinz lebenden Deutschen werden gebeten, sich in Zukunft an die neue Reichsvertretung in Vancouver zu wenden, die ihre Amtsräume im Yorkshire Building, 525 Seymour Street, hat.

(Fortsetzung von Seite 6)

ruh sind die Beine gebrochen und die Brust eingedrückt, so wie Kopfverletzungen. Br. Is. J. Smith hat Schädelbruch und eingedrückte Brust. Mr. Johnson, von dem andern Auto, wurde in dasselbe Hospital gebracht und starb heute um 3 Uhr morgens. Er war auch furchtbar verletzt.

Für die Frauen und Familien der verstorbenen 3 Brüder ist der Schlag fast nicht zu ertragen. Laßt uns für sie beten und ebenfalls für die Kranken.

So der Herr will, wird das Begräbnis von Br. Henry H. F. Buller Freitag, den 8. Nov., von der Bruderthaler Kirche aus stattfinden. Sonnabend, den 9. November soll Br. C. P. Unruh von der M. B. Gemeinde aus begraben werden. Sie erwarten ihre Kinder, Rev. John Töws, von Hepburn, Sask. Br. J. J. Smith soll Sonntag von der M. B. Gemeinde aus begraben werden. Sie erwarten ihre Geschwister Kohn Bullers von Saskatchewan. Der Herr redet ernst. Möchten wir seine Sprache verstehen.

M. A. Kröker.

Neueste Nachrichten

— **Wir machen unsere werten Leser** auf die Anzeige auf Seite 14 aufmerksam. Da das Geschäft des Herrn Heinrich Friesen schon etliche Jahre besteht und seinen Kunden gute Bedienung zukommen läßt, ist es auch in diesem Jahre wieder bereit, die besten Waren für mäßige Preise zu liefern.

— **Der italienische Botschafter in** Amerika behauptete in Boston, die Aethiopier seien „die Angreifer" gewesen. Das behauptete schon der Wolf in der Fabel inbezug auf das Lamm, worauf er das Lamm auffraß.

— **Chicago. Automobile töteten** in den ersten 9 Mon. dieses Jahres in den Vereinigten Staaten 24,840 Personen, wie das „National Safety Council" schätzte.

— **Washington, D. C., Republikaner** in der Hauptstadt legten die Resultate der Wahlen des Senates New York in günstiger Weise aus. Einer der ersten Führer, welche von sich hören ließen, war Vorsitzer Henry P. Fletcher vom republikanischen Nationalausschuß, und er stellte den Sturz der Demokraten im Jahre 1936 in Aussicht. Senator Davis von Pennsylvanien stimmte mit Fletcher darin überein, daß die Resultate den Beginn der Rückkehr zur republikanischen Partei darstellen.

—**New York. James Mollison der bereits den Atlantik überflogen hat, sagte, er plane, mit der Transatlantik - Frachtbeförderung auf dem Luftwege zwischen Irland und Newfundland im nächsten April zu beginnen. Seine Frau, Amy Mollison, eine bekannte Fliegerin, würde einen anderen Aeroplan steuern.**

Der britische Flieger der hier eingetroffen war, sagte, er sei hierhergekommen, um drei Flugzeuge für den Dienst zu kaufen.

Er bezog sich auf kürzlich verzeichnete Zwischenfälle an der Grenze.

—**In Slandsfontein in Südafrika fand die Frau eines armen Farmers einen Diamanten von 726 Karat im Werte von 150,000 Dollars. Die Familie ist nun in der Tat steinreich.**

—**Palestine, Tex. Col. George A. Wright, 90 Jahre alt, ein Veteran der Armee des Südens im Bürgerkrieg, der einmal vierzig Minuten lang als „Präsident" der Ver. Staaten gedient hatte, starb hier am (7. Nov.)**

Vor Jahren war Col. Wright einmal eingeladen worden, eine Reise mit Präsident Benjamin Harrison zu machen. Volksmengen hatten sich in jedem Dorf am Bahnhof eingefunden, und der Präsident winkte ihnen von der hinteren Plattform des Zuges zu, bis er müde wurde. Harrison „ernannte" schließlich Col. Wright „zum Präsidenten" u. ersuchte ihn, das Grüßen zu besorgen, während er sich Zeit nahm, Eier und Speck zu essen.

Geschichtsstudium.

Aus Ostfrieslands Geschichte.
Friesische Kirchen.
Von Franz Lippold
(Wilhelmshaven).
(Fortsetzung)

Die erste Allfriesentagung 1925.

Jever, die nördlichste Stadt des Oldenburger Landes, schickt sich an, seine Ausstellungswoche zu beginnen rührige Kräfte sind am Werk, um ihr zu einem durchschlagenden Erfolge zu verhelfen. Der Auftakt bildete eine Zusammenkunft von Freunden friesischer Geschichte und Literatur, deren Entstehen der unermüdlichen, zielbewußten Tätigkeit des Jeverländischen Pfarrers Carl Woebssen in Sillenstede zu danken ist.

Seit der letzten Zusammenkunft der alten Friesen am Upstalsboom haben sich unsere Vorfahren niemals wieder mit den Brüdern von West und Nord irgendwo getroffen, um über gemeinsame Dinge zu reden. Es ist also ein ganz hervorragendes Verdienst, das sich der einladende Ausschuß, an dessen Spitze bereitwilligst Erz. Graf. Wedel-Philippsburg trat, durch seine Vorarbeit erworben hat.

Der Zweck der Tagung lag darin, die verschiedenen führenden Leute der Heimatbewegung in West- Ost- und Norddfriesland einmal zu vereinigen, ihnen durch allerhand Vorträge neue Anregungen zu geben und vor allem eine nähere persönliche Fühlungnahme und Bekanntschaft zu ermöglichen.. Bei einer heutigen rückblickenden Betrachtung muß man feststellen, daß die Tagung in jeder Beziehung ein ganzer Erfolg war. Mit weit offenen Herzen sind etwa 80 Vertreter der Friesen in Jever zusammengekommen, alle mit dem sichtlichen Bestreben, an ihrem Teil soviel als nur möglich zum Gelingen der Tagung mit beizutragen, und der zukünftigen Forschung die Wege zu ebnen. Universitätsprofessoren, Adelige, Bürger, Bauern, Beamte und einige wenige Presseleute fanden sich so schnell und leicht zusammen, daß man ohne allzu großen Optimismus hoffen darf, daß diese erste Zusammenkunft der Friesen nach vielen Jahrhunderten nicht zugleich auch die letzte sein wird.. Sowohl die Vertreter Westfrieslands als auch diejenigen Nordfrieslands brachten herzliche Einladungen ihrer engeren Heimat für das kommende Jahr. Die Versammlung glaubte jedoch, es sei besser, nur alle 2 oder 3 Jahre eine derartige Tagung abzuhalten, und beschloß daher, im Prinzip die Einladung der „Friske Genotschap" zu ihrem 100. Jubiläum im Jahre 1927 in Leuwarden anzunehmen, da sie es für zweckmäßig hielt, sich zum zweiten Male auf niederländischem Boden zu vereinigen.

Da es sich bei dieser ersten Ostfriesentagung in Jever um eine für unsere Heimatbewegung unvergleichlich wichtige Angelegenheit handelt, wollen wir über sie in dieser und den folgenden Ausgaben unserer „Heim- und Herd"- Beilage auf das eingehendste berichten.

Am Montag, den 3. August, abends 8 Uhr traf sich bereits die Mehrzahl der Teilnehmer im „Hof von Oldenburg" anläßlich eines zwangslosen Beisammenseins, und die ersten Bekanntschaften wurden geschlossen.

Am Dienstag, den 4. August, begann um 10.30 Uhr vormittags die 1. Festsitzung im alten Audienzsaal des Schlosses, dessen wundervoll geschnitzte Renaissancedecke mit ihren 28 Kassetten dem Raum ihren Stempel aufdrückt. In dieser durch friesische Kunst und eine stolze geschichtliche Vergangenheit geheiligten Umgebung ergriff zu seiner Begrüßungs- und Eröffnungsansprache zunächst das Wort der Vorsitzende, Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.,

Graf Wedel-Philippsburg:

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Ich habe die Ehre, Sie zugleich im Namen des einladenden Ausschusses zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen. Wir sind Ihnen dankbar, daß Sie in so stattlicher Zahl unserer Einladung gefolgt sind. Es ist wohl das erste Mal, daß die Vertreter der Friesen aus allen von Friesen bewohnten Gauen zu einem wissenschaftlichen Zweck zusammenkommen, und ich möchte deshalb der Hoffnung Ausdruck geben, daß es nicht das letzte Mal sein möge. Es wäre erfreulich, wenn dieser erste Versuch einen so befriedigenden Verlauf nehmen möge, daß er gleichzeitig als Anreiz dienen kann zu Wiederholungen ähnlicher Art.

Ich begrüße die Vertreter des Freistaates Oldenburg, in dem wir uns befinden, sodann die Vertreter aus dem benachbarten Ostfriesland, aus dem Lande Wursten, aus Nordfriesland und vor allen die Damen und Herren aus Holland. Für die Wissenschaft müßte es eigentlich staatliche Landesgrenzen gar nicht geben. In der Praxis ist das leider anders, da machen sich die sprachlichen Verschiedenheiten recht fühlbar. Um so wertvoller ist es, wenn wir uns heute einmal über die Grenzen hinauf zu einem Gedankenaustausch die Hand reichen. Es ist für uns eine große Freude. Ueber 20 Angehörige des edlen holländischen Volkes als unsere Gäste zu begrüßen und wir danken Ihnen aufrichtig für Ihr Kommen.

In unserer politisch erregbaren Zeit mag es nicht unangebracht erscheinen darauf hinzuweisen, daß unsere Zusammenkunft mit Politik nichts zu tun hat. Wir wollen uns an Goethes Wort halten: „Politisches Lied, ein garstiges Lied." Die Politik soll ausgeschlossen sein.

Unsere Tagung gilt der Wissenschaft. Sie gilt der Erforschung der Geschichte und Kulturgeschichte der Friesen. Wir wollen in diesen zwei Tagen des Zusammenseins unsere Gedanken der historischen un kulturhistor. Vergangenheit des Volksstammes widmen, dem wir selbst entsprossen sind.

Wir befinden uns auf dem gastlichen Boden des Freistaates Oldenburg. Der höchste Beamte des Freistaates, Herr Ministerpräsident v. Finth, den Sie hier zu meiner Rechten sehen, ist selbst gekommen, um an unserer Sitzung teilzunehmen. Das beweist schon, welch großes Interesse die hohe Oldenburger Regierung an unserer Sache hat, u. welche Bedeutung sie unserer Tagung beimißt. Daß Sie persönlich gekommen sind, Herr Ministerpräsident, ist uns eine große Ehre, die wir wohl zu schätzen wissen; wir bitten Sie, unsern Dank dafür entgegennehmen zu wollen.

Und nun, meine Damen und Herren, unsere Zeit ist knapp bemessen. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit deshalb nicht länger beanspruchen. Es bleibt mir noch übrig, dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß unsere Zusammenkunft zu ersprießlichen Ergebnissen führen möge, so daß Sie alle nach derselben befriedigt u. mit den besten Eindrücken in Ihre Heimat zurückkehren werden

Alsdann nahm das Wort zu einer Ansprache

Ministerpräsident von Finth:

Meiner sehr geehrten Damen und Herren!

Im Namen des oldenburgischen Staatsministeriums heiße ich die Freunde friesischer Geschichte und Literatur im Lande Oldenburg recht herzlich willkommen und wünsche Ihren Arbeiten einen guten Verlauf. Ich begrüße es mit ganz besonderer Freude, daß Sie für die erste Tagung, die seit langer Zeit wieder über die Landesgrenzen unseres Deutschen Reiches hinaus Freunde friesischer Geschichte und Kultur aus allen Teilen des friesischen Siedlungsgebiets vereinigt, die alte Friesenstadt Jever gewählt haben.

Das friesische Häuptlingsgeschlecht der Wimeken hat durch die Gründung der Burg, den Bau des Schlosses und die Verleihung des Stadtrechts die Grundlagen für die Entwicklung der Stadt Jever gelegt u. sie mit Kunstwerken reich geschmückt. Die prächtig geschnitzte Decke dieses Audienzsaales ist während der Regierungszeit der letzten Vertreterin dieses Geschlechtes, Fräulein Maria, in der Schule des großen Niederländers Cornelis Floris geschaffen und dürfte eines der schönsten Kunstdenkmäler in ganz Norddeutschland sein. Das Staatsministerium hat daher geglaubt, sein lebhaftes Interesse an Ihrer Arbeit am besten dadurch zu bekunden, daß es diesen Audienzsaal, der heute zum ersten Mal für eine wissenschaftliche Tagung benutzt wird, Ihren Verhandlungen öffnete, um Ihnen auch äußerlich einen der Bedeutung Ihrer Arbeiten würdigen Raum zur Verfügung zu stellen.

Es ist mir eine ganz besondere Freude, treue Grüße an zahlreiche Vertreter der friesischen Provinzen Hollands richten zu können. Friesische Art, Kultur und Geschichte schließen auch über die politischen Grenzen unserer Länder hinaus ein freundschaftliches Band. Der rastlose, nie ruhende, stets mit dem vollen Einsatz von Gut und Leben gekämpfte Kampf gegen die Fluten des ewigen Meeres hat dem Charakter der Friesen an den Ufern der Nordsee eine besondere Prägung verliehen: die unerschütterliche Liebe zur Heimat. Daß diese Liebe zur friesischen Heimat durch Ihre Verhandlungen immer fester gebunden werde, ist mein herzlichster Wunsch für Ihre Tagung.

Bürgermeister Dr. Müller-Jever

hieß die Friesen im Namen seiner gastfreien Stadt mit folgenden Worten willkommen:

Meiner verehrten Damen und Herren!

Im Namen des Stadtmagistrats und Vorstandes des Altertums- und Heimatvereins und im Auftrage des Herrn Amtshauptmanns heiße ich Sie herzlich willkommen.

Wir begrüßen diese Tagung besonders, weil Jever eine friesische Gründung ist, und wie jeder wahrhafte Mensch stolz ist auf seine Kindheit und Abstammung, so ist die Stadt Jever stolz auf ihre friesische Abstammung. Dies um so mehr, als die Stadt Jever ihre erste Blüte erlebt hat unter einer Friesenfürstin, dem Fräulein Maria. Was sie für ihr Land im wahrsten Sinne des Wortes gelitten hat, wie sie ihre Selbständigkeit durchgesetzt hat, wie sie den letzten Jahrzehnten ihrer Regierung die Stadt bereichert hat um Kunstdenkmäler, die jetzt noch der Stolz der Stadt sind, das bleibt ihr unvergessen. Wenn daher auch die Stadt im 16. und 17. Jahrhundert weitere Bereicherungen durch die Zerbster Regierung und den Barock, im 19. Jahrhundert durch die Gegenwarttradition erhalten hat und sich zurzeit anschickt, durch eine Ausstellungswoche den Anschluß zu finden an den Zug der Zeit, so bleibt sie immer die alte Friesenstadt, die stolz ist auf ihre friesische Vergangenheit.

Und was wäre unser Altertums- und Heimatverein ohne das 13.—16. Jahrhundert und die Denkmäler dieser Zeit und die Chronisten und Historiker der letzten Jahrhunderte bis zu unseren verehrten Georg Sello und seinen Schülern.

Daher heißen wir Sie alle herzlich willkommen, zunächst Herrn Ministerpräsident v. Finth, der das Opfer gebracht hat, zu dieser Tagung zu erscheinen, sodann die Vertreter friesischer Adels-, Bauern- u. Bürgerschichten, die Friesenblut in ihren Adern haben und fühlen, an ihrer Spitze den Wirklichen Geheimen Rat Excellenz Graf Wedel, der die Güte gehabt hat, den Vorsitz dieser Tagung zu übernehmen, die Vertreter ausländischer und deutscher Wissenschaft, die die Erforschung des Friesentums auf ihr Panier geschrieben haben, (Eine freie Wissenschaft der freien Friesen!) diese Herren, die ihre kostbare Zeit uns geschenkt haben. Sodann begrüße ich die Vertreter und Vertreterinnen friesischer Literatur, die die Geschichte des

Friesentums mit Künstlergeist und Künstlerange in sich aufgenommen haben, und die Vertreter der Presse in deren Hand es liegt, die Bedeutung des Friesentums einem weiteren Kreise zu vermitteln.

(Fortsetzung folgt)

Noch einmal: Die zehn Jungfrauen

(Von H. A. Mueller)

(Fortsetzung)

In dem genannten Vers sagt Er zu Johannes: „Schreibe nun, was du gesehen hast, und was ist, und was geschehen wird nach diesem?“ Somit spricht der Herr in dem Vers von einem Dreifachen, wovon Johannes schreiben soll. Das Erste ist das, was wir in Kapitel 1 finden. es ist das, was er gesehen hat. Was war das? Er hat den Herrn in Seiner richterlichen Majestät und Gewalt gesehen. Der Augen wie Feuerflammen hat, vor dem nichts Unreines bestehen und nichts sich verbergen kann, aus dessen Munde ein zweischneidiges Schwert geht, dem nichts zu widerstehen vermag und dessen Füße gleich glänzendem Kupfer, als ob sie im Ofen glühten, imstande sind, alles niederzubrechen und zu zermalmen. Diese Erscheinung des Herrn entspricht dem, was wir im zweiten Psalm aus Seinem Munde, als dem Sohne Gottes hören, wie Er von sich sagt, daß Er von Gott den Auftrag habe, die Enden der Erde als sein Besitztum zu fordern, wobei Er die unverständigen und aufrührerischen Könige und Richter der Erde mit eisernem Szepter zerschmettern und wie ein Töpfergefäß zerschmeißen würde. (V. 8 und 9). Wir können hier auch an das andere Wort denken, welches wir Ihn in Matth. 28, 18 zu seinen Jüngern sagen hören: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Aber wenn es dort ein Wort war, welches den Seinigen Mut geben sollte, zu allen Völkern hinauszugehen, um ihnen Seine Worte zur Belehrung zu bringen, so sehen wir Ihn Offb. 1 als inmitten der 7 goldenen Leuchter wandelnd und somit sich mit den Leuchtern selbst beschäftigend. Das erklärt den zweiten Ausdruck, mit dem Er die Sterne sowohl wie die Leuter zusammenfassend bezeichnet, was zugleich das Zweite ist, was Johannes schreiben soll, nämlich: das, was ist. Es ist das, was äußerlich oder: von außen gesehen, hier auf Erden den Platz einnimmt, den Er seinerzeit eingenommen hat. Was für ein Platz das ist, finden wir in Vers 5. Dreierlei wird da von ihm ausgesagt: Er wird genannt: „Der getreue Zeuge der Erde.“ Als das Erste, nämlich, als der getreue Zeuge, hat Er sich bewiesen, als Er hier auf Erden war, und der beständig fortfährt, sich als solchen zu beweisen. Das Zweite: „Der Erstgeborene der Toten“, ist Er durch seine Auferstehung geworden. Als d. Dritte: nämlich als der Fürst der Könige der Erde wird Er sich erweisen, wenn Er sichtbar in Herrlichkeit erscheinen wird. Für die Welt, die Ihn verworfen hat, ist Er jetzt unsichtbar, aber die an Ihn Glaubenden sind, ohne Ihn gesehen zu haben, in Liebe mit Ihm verbunden (1. Pet. 1, 8), und solche Liebe erwartet der Herr von den Seinigen, und Er kann sie erwarten. Das große Gebet, welches Er vor seinem Leiden für die Seinigen an seinen Vater richtete, schließt mit den Worten: „Ich habe ihnen Deinen Namen kundgetan und werde ihn kundtun, auf daß die Liebe, womit Du Mich geliebt hast, in ihnen sei und Ich in ihnen (Joh. 17, 26). In demselben Sinne lesen wir in 2. Kor. 5, wie der Apostel da von dem Herrn Jesu an die Gläubigen schreibt: „Er ist für alle gestorben, auf daß die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern Dem, der für sie gestorben ist und ist auferweckt worden“ (V. 15). In demselben Sinne lesen wir, wie Johannes in seinem ersten Briefe den Gläubigen schreibt: „Kinder, laßt uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit“ (Kap. 3, 18). Das, was er hier betont, ist die Liebe zu den Brüdern. So schreibt er in Kap. 5, 1: „Jeder, der Den liebt, welcher geboren hat, liebt auch den, der aus Ihm geboren ist.“ Der, welcher geboren hat, ist Gott; die, welche aus Ihm geboren sind, sind Seine Kinder, welche der Herr Jesus sich nicht schämt, sie „Brüder“ zu nennen (Heb. 2, 11), sodaß die Seinen nun fröhlich singen dürfen: „Wer sind meine Brüder, wer die Schwestern mein; das sind Christi Glieder, die nur sollen's sein. Jene kleine Herde, die den Hirten kennt, und Ihn auf der Erde ihren Heiland nennt; jene Gotteskinder, die die Welt verhöhnt, die als Ueberwinder einst der Höchste krönt. Das sind meine Brüder, das die Schwestern mein; immer sag' ich's wieder: Die nur sollen's sein.“ Unsere Liebe zum Herrn beweist sich in unserer Liebe zu Seinen Brüdern. „Wenn wir einander lieben, so bleibt Gott in uns, und Seine Liebe ist vollendet in uns“ (1. Joh. 4, 12). „Wer seine Brüder nicht liebt, die er gesehen hat, wie kann der Gott lieben, den er nicht gesehen hat?“ (V. 20). Der Herr kann solche Liebe zu Ihm, die sich in Liebe zu Seinen Brüdern beweist, von den Seinigen erwarten, und Er schaut nach ihr aus,; dies beweist Sein Wort an den Engel der Gemeinde in Ephesus: „Ich habe wieder dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast“ (Offb. 2, 4), woran sich die Drohung knüpft: „Gedenke nun, wovon du gefallen bist, und tue Buße, und tue die ersten Werke; wenn aber nicht, so komme Ich dir und werde deinen Leuchter aus seiner Stelle wegtun, wenn du nicht Buße tust“ (V. 5). Dies hat sich erfüllt an jenem Teil der Gemeinde des Herrn, den Ephesus darstellte. Wir sehen in die Gemeinde Christi zu der Zeit und in der Gegend, wo sie einmal ursprünglich bestanden hatte im Südwesten Asiens und auf der Nordküste Afrikas, wo der Mohamedanismus sie weggefegt hat, so daß nur Trümmer von ihr übriggeblieben sind.

Es würde zu weit führen, wenn wir heute durch alle übrigen Rundschreiben in Offb. 2 und 3 gehen würden, um bei allen auf das hinzuweisen, was sich schon erfüllt hat, und was noch in der Zukunft liegt. Es genüge heute, nur darauf hinzuweisen, daß wir in den genannten 2 Kapiteln die ganze Geschichte dessen, was den Namen Gemeinde oder Kirche Christi getragen hat und noch trägt, erblicken müssen, also das, was ist, was das Werk Christi hier auf Erden fortgesetzt hat und heute noch fortsetzt, die Gemeinde oder Kirche, die sich als Seine Zeugin hätte beweisen sollen und heute noch von Ihm dafür verantwortlich gemacht wird, daß sie sich so beweist. Mit Offb. 4 fängt etwas anderes und neues an, was in dem ersten Verse des Kapitels zum Ausdruck kommt. Es handelt sich um ein neues Gesicht, eine zweite Vision, die Johannes hat. Die erste, die, wie wir jetzt sagen müssen, einen Zeitraum von annähernd 1900 Jahren oder noch darüber umspannt, ist vorüber. Johannes sieht den Sohn des Menschen nicht mehr inmitten der 7 goldenen Leuchter hier auf Erden wandeln. Auch die Leuchter sind verschwunden. Statt dessen sieht Johannes eine Tür aufgetan im Himmel und vernimmt von dort her wieder die Stimme, gleich einer Posaune, d. er vorher hienieden vernommen hatte (Kap. 1, 1), die ihm jetzt zuruft: „Komm hier herauf, und Ich werde dir zeigen, was nach diesem geschehen muß.“ Dieses Wort spricht von dem, was ihm in Kap. 1, 19 gesagt wurde (worauf schon hingewiesen wurde): „Schreibe, was du gesehen hast, und was ist, und was geschehen wird nach diesem.“ Mit dem vierten Kapitel fängt also die dritte und letzte Abteilung des Buches der Offenbarung an, der Schluß von dem, was Johannes schreiben soll, in welchem die abschließenden Gerichte Gottes über die Erde dargestellt werden (nachdem die Gemeinde Christi entrückt ist, vergleiche die Verheißung an die Gemeinde in Philadelphia). „Weil du das Wort meines Ausharrens bewahrt hast, so werde auch Ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die über den ganzen Erdkreis kommen wird, um die zu versuchen, welche auf der Erde wohnen.“ Man beachte, daß das Wort Philadelphia „Bruderliebe“ bedeutet, wir also in ihr eine Rückkehr zu der ersten Liebe sehen dürfen, welche Ephesus verlassen hatte.

Dies zeigt uns, daß der Herr eine Rückkehr zur ersten Liebe von den Seinigen erwarten kann, und daß solche bei uns gefunden werden muß, wenn wir zu denen gehören wollen, die vor der kommenden „Stunde der Versuchung“ bewahrt bleiben.

Das, wovon Johannes schreiben sollte, geschah mit ihm persönlich. Als er die Stimme vernommen hatte, die ihn aufforderte, in den Himmel hinaufzukommen, ward er alsbald im Geiste (Kap. 4, 2), wie vorher in 1, 10, und war nun Zeuge dessen, was eben geschah.

Der Hinaufnahme der Gemeinde des Herrn in den Himmel und zwar direkt zum Throne Gottes, geschieht noch einmal in Offb. 12, 5 Erwähnung, doch ist das, was wir da sehen, die Gemeinde in Verbindung mit ihrem Hauche, Christo, dessen Leib sie ist. Die Gemeinde Christi entsprang Israel; dem mit der Sonne bekleideten Weib, ebenso wie Christus selbst. Die Art, wie der treue Ueberrest Israels (dieser ist es nämlich, der das ganze Volk als das darstellt, was es vor Gott ist) hier erscheint, weist auf die Stellung hin, die sie bei der Aufrichtung des Reiches Gottes hier auf Erden einnehmen sollen. Das Bekleidetsein mit der Sonne weist auf den Segen hin, der von Israel her für die ganze Erde kommen soll, der Mond unter den Füßen des Weibes läßt uns an das Volk als solches denken, da diejenigen, die einst die Geringsten, die Verachteten und Verfolgten waren, nun die Leitenden geworden sind, und die Krone von 12 Sternen auf dem Haupte des Weibes erinnert uns an die 12 Apostel, denen der Herr verheißen hat, daß sie dann zu einer Zeit, die Er als die „Wiedergeburt“ bezeichnet (Matth. 19. 28) auf 12 Thronen sitzen werden, richtend die 12 Stämme Israels.

Das von dem Weibe geborene Kind wird als ein „männlicher Sohn“ bezeichnet, wobei wir annehmen dürfen, daß wir die Gemeinde Christi, Seinen Leib, in ihrer Vollendung sehen, indem der ganze Dienst der Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer (Eph. 4, 11—12) dann das Ziel erreicht hat, wozu er gegeben war, also alle Heiligen hingelangt sind, zu der Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes, zu dem erwachsenen Manne, zu dem Maße des vollen Wuchses der Fülle des Christus (V. 13). Dann hat es sich an ihnen erfüllt, daß sie nicht mehr Unmündige sind, „hin und her geworfen und umhergetrieben, von jedem Wind der Lehre, da kommt durch die Betrügerei der Menschen, zu listig ersonnenem Irrtum.“ (Vers 14), sondern daß sie vielmehr „die Wahrheit festhaltend in Liebe“, herangewachsen sind „in allem zu Ihm hin. Der das Haupt ist, der Christus (V. 15), aus welchem der ganze Leib, wohl zusammengefügt und verbunden, durch jedes Gelenk der Darreichung, nach der Wirklichkeit in dem Maße jedes einzelnen Teiles, für sich das Wachstum des Leibes“ bewirkt hat „zu seiner Selbstauferbauung in Liebe“ (V. 16).

Wie das Tier, welches aus dem Völkermeere aufsteigt, in ohnmächtiger Wut seinen Mund zu Lästerungen wider Gott öffnet, seinen Namen zu lästern und seine Hütte und die, welche ihre Hütte in dem Himmel haben (also die Gemeinde Christi, die dann dort oben ist) lesen wir in Offb. 13, 6. Daß es dann noch, oder wieder, Heilige auf Erden geben wird, mit denen das Tier Krieg führen und die es (was ihre Leiber betrifft) überwinden darf, beweisen die folgenden Verse (7—10).

(Fortsetzung folgt)

Neueste Nachrichten

—Ottawa. Von Ottawa und von Washington kommt zu gleicher Zeit die Nachricht, daß zwischen Canada und den Ver. Staaten ein Handelsabkommen zustande gekommen sei, und der Pakt in den nächsten Tagen unterzeichnet werden wird. Das Abkommen soll auf der Grundlage der Reziprozität zwischen den beiden Ländern aufgebaut worden sein und ist das direkte Ergebnis der Besprechungen zwischen Premier Mackenzie King von Canada und Präsident Roosevelt von den Ver. Staaten.

—Montevideo. Jose Espalter, der Außenminister gab den Abschluß eines Handelsabkommens zwischen Uruguay und dem Deutschen Reich bekannt.

Unter seinen Bestimmungen übernimmt Deutschland 5000 Tonnen uruguayischen Fleisches im Austausch gegen deutsche Industrieprodukte.

Nord Winnipeg kommunistisch?

Das soll sich diese Woche entscheiden. Drei mal sind Kommunisten als Aldermann in den Stadtsrat von Nord Winnipeg gewählt worden, von dem Stadtteil, wo soviele Deutsche zusammen wohnen, daß sie es leicht verhindern könnten, daß ein Kommunist die Stimmenmehrheit erhielte. Leider sind die Deutschen in diesem Distrikt sehr nachlässige Wähler. In der Vergangenheit haben mitunter nur die Hälfte ihr Stimmenrecht ausgenutzt. Hoffentlich bemühen sie sich mehr in diesem Jahre.

Am 13. November fand in den Schulräumen der Emmanuels Gemeinde eine Versammlung deutscher Wähler von Nord Winnipeg statt, zu der Vertreter von neun deutschen Kirchen im Nord-Ende erschienen waren. Auf dieser Versammlung einigte man sich den Alderman J. Barry zu unterstützen. Man einigte sich auf Barry, weil dieser Mann in 14 Jahren im Stadtsrat, sich als ein Mann mit richtigem Urteilsvermögen, mit furchtloser Offenheit und Gerechtigkeit, mit Verantwortlichkeit und Arbeitsamkeit als der beste Vertreter des Nord-Endes bewiesen hat.

Man entschloß sich in diesem Jahre nicht einen deutschen Kandidaten zu unterstützen, weil nicht genug Vorarbeit getan war, um erfolgreich zu sein und unter solchen Umständen würde die Unterstützung eines eigenen Kandidaten die Position des Kommunistischen Kandidaten verbessern, wie das Ergebnis im vorigen Jahre bewiesen hat. Deshalb geht noch einmal die Mahnung an die Deutschen vom Nord-Ende: Versäumt nicht am 22. November zur Wahlurne zu gehen und votet:

Barry, J. A. 1.

Wer inzwischen mehr Informationen wünscht wende sich an das deutsche Komitee, 447 Montain Ave., wo Herr Jakob Friesen bereit ist weiteren Aufschluß zu geben.

J. K.

— Washington. Der italienisch-abessinische Konflikt ist schließlich von den Ver. Staaten als regelrechter Krieg anerkannt worden. Die Bundesregierung hat sich entschlossen, Offiziere als Beobachter an die Front zu senden. Aufgabe der beiden amerikanischen Offiziere wird es sein, die Taktik der gegnerischen Truppen zu beobachten und den amerikanischen Armeebehörden über die jüngsten Kampfmaßnahmen zu berichten.

—Warschau. Die polnische Regierung hat der Prager Regierung einem Protest gegen die polnischen Grenzverletzungen durch tschechische Zollbeamte unterbreitet.

—Ottawa. Finanzminister Hoon. C. A. Dunning hat angekündigt, daß die Regierung eine Regierungsasleihe von 75 Millionen Dollars auflegen wird. Gleichzeitig hat die Regierung der Provinz Ontario eine kurzfristige Anleihe herausgegeben und zwar in Höhe von 15 Millionen Dollars.

—Die Kriegsbegeisterung der Italiener ist noch im Zunehmen begriffen, heißt es in einer Meldung aus Rom. Hm Wird sich schon legen, besonders seitdem die Regierung ihnen die Mahlzeiten beschnitten hat!

—China besitzt das größt- stehende Herr der Welt, das aus 1.200,000 gut gerüsteten und disziplinierten. Soldaten besteht behauptet eine Peipinger Depesche.

—Toronto, Ont. Premier Mitchell F. Hepburn von Ontario gab zu verstehen. daß er nach der nächstjährigen Sitzung der Legislatur zurücktreten werde. Als Grund dafür gibt er seinen schlechten Gesundheitsstand an.

—Wien. Die Anhänger der Habsburger-Monarchie, die Erzherzog Otto zum Kaiser und König krönen möchten, entfalten seit der Zurückberufung des abgesetzten griechischen Königs Georg 2. eine fieberhafte Tätigkeit für die Monarchie. Wie man an maßgebender Stelle erfährt, sind gegenwärtig mehrere höhere Beamte Oesterreichs in Steenockerzeel bei Otto, und die Zahl der österreichischen „Wallfahrer“ nimmt ständig zu.

—Dallas, Texas. Der Dallas „Times-Herald“ berichtet, daß Mussolini 50.000,000 Fässer mit Rohöl aus Ost-Texas für seine italienische Kriegsmaschinerie haben möchte. Die Zeitung teilt mit, sie habe Kenntnis davon erhalten, daß Agenten der italienischen Regierung in Dallas waren und Verbindung mit Oelfirmen in Ost-Texas suchten, die bereit sind, ihnen das nötige Quantum zu liefern.

—Baltimore. Bundes-Distriktsrichter William C Coleman bezeichnete das Public Utility Holding Company-Gesetz von 1935 als verfassungswidrig.

Der Richter erklärte, der Kongreß habe in „flagranter Weise die konstitutionellen Bestimmungen des angemessenen Rechtsverfahrens verletzt. Er bezeichnete viele Bestimmungen des Gesetzes als „willkürlich, unvernünftig und mutwillig.“

Er entschied, „das ganze Gesetz sei ungültig,“ weil die ungültigen Bestimmungen nicht von solchen Klauseln, die gültig sein könnten getrennt gehalten werden können.

—Cannonsburg ,Pa. Fräulein Gracce Estep, eine hübsche Schullehrerin, ist ohne Beschäftigung, da sie sich weigert, die Flagge zu grüßen. Zu gleicher Zeit verfügte die Schulbehörde die Entlassung der Geschwister des Frl. Estep, Charles 19, und Miriam 17 Jahre alt wenn sie sich weiter weigern sollten, die Flagge zu grüßen.

Die Schulbehörde unternahm diesen Schritt nach einem Verhör der jungen Lehrerin, in dem sie angab, weshalb sie wegen Verweigerung des Flaggengrüßes nicht entlassen werden sollte. Sie gehört der religiösen Sekte der „Jehovah's Zeugen“ an welche Treuebezeugung den von Menschenhand angefertigten Emblemen verbietet.

„Wenn Sie nicht so dumm wären dann würden sie selbst ein Mitglied werden“. sagte Frl. Estep den Schulkommissären.

Die Minersville Schulbehörde verfügte, daß die Schüler aller öffentlichen Schulen, ohne Rücksicht auf ihre religiöse Anschauungen die Flagge grüßen müssen.

—Wien. Major Emil Fey, Führer der Wiener Heimwehr-Formationen, der kürzlich aus dem Kabinett ausgeschaltet wurde, weil er sich mit den politischen Bestrebungen des Vizekanzlers Ernst Rüdiger v. Starhemberg nicht befreunden konnte, hat jetzt ein fettes nichtpolitisches Aemtchen erhalten. Er wurde zum Präsidenten der Donau-Schiffahrtsgesellschaft ernannt, und seine Aufgabe wird es sein. das Geschäft dieser blühenden Organisation noch weiter auszudehnen.

—Tokio. Kriegsminister Yosshiski Kawashima sagte, „Japan möge gezwungen sein, allein zu handeln“, wenn China sich weichert, bei Verhütung der Ausbreitung des Kommunismus im fernen Osten zu kooperieren.

General Kawashima erklärte, es sei „bedauerlich“, daß das japanische Volk nicht genügend auf der Hut vor China und Sowiet-Rußland ist. Er regte wegen Rußlands große Armee-Bewilligungen für 1936—37 an.

Der Kriegsminister sagte: „Die Aufgabe, die Ausbreitung des Kommunismus im fernen Osten zu verhüten, sollte von Japan und China zusammen übernommen werden, aber wir haben keine Gewähr dafür, daß China ehrlich bestrebt sein will, behilflich zu sein. Wenn China sich uns im Widerstand gegen die rote Flut nicht ausschließen will, dann mögen wir gezwungen sein, allein zu handeln und die erforderlichen Schritte, welcher Art sie auch sein mögen, zu unternehmen, um Mandschukuo zu beschützen.“

Er kritisierte Chinas Finanz-Reformprogramm für Nationalisierung des Silbers, die augenscheinlich mit britischer Befürwortung und ohne Befragen Japans erfolgte.

Der Kriegsminister erklärte: „Es zeigt eine anti-japanische Haltung, in der keine ehrliche Bereitschaft zur Kooperation mit Japan, die für den fernöstlichen Frieden wesentlich ist, gefunden werden kann.“

—Brüssow. Im Auftrage des Führers u. Reichskanzlers übergab Ministerpräsident General Göring dem Generalfeldmarschall v. Mackensen die ehemalige preußische Domäne Brüssow im Kreise Prenzlau als Erbhof. Damit ist der aus altem Bauerngeschlecht hervorgegangene ruhmvolle Feldherr mit der Scholle der er in seinen Jugendjahren als praktischer Landwirt dient, wieder verbunden worden.

Ministerpräsident Göring faßte in seiner Ansprache an den Generalfeldmarschall den Dank des deutschen Volkes gegenüber dem ältesten Feldherrn des Weltkrieges und hervorrageden Soldaten in herzlichen Worten zusammen und überreichte die Schenkungsurkunde des Führers u. Reichskanzlers. Für den Reichsernährungsminister und damit für die Reichsregierung händigte Ministerpräsident Göring gleichzeitig dem Generalfeldmarschall die Erbhofurkunde für Brüssow aus. Nach der Uebergabe der Schlüssel für Haus u. Hof durch General Göring dankte Generalfeldmarschall von Mackensen bewegt für die ihm erwiesene hohe Ehrung und versicherte, daß er die Schenkung in der Ueberzeugung annehme, mit ihr die deutschen Soldaten des großen Weltkrieges insgesamt geehrt zu wissen.

Die Familie Mackensen sitze noch heute wie vor 300 Jahren auf eigener Bauerscholle. Er, so führte der Generalfeldmarschall aus, sei als Junge am Pfluge ausgebildet und könne nun, nachdem er seinem Vaterlande ein Leben lang mit dem Schwert gedient habe, wieder zum Pfluge zurückkehren.

Die feierliche Uebergabe des Erbhofes schloß mit einem Sieg-Heil auf den Reichskanzler und Führer, das der Generalfeldmarschall mit dankerfülltem Herzen ausbrachte.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dalota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 3000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— **Washington, D. C. Präsident** Roosevelt und Staatssekretär Hull führten gleichzeitig scharfe Schläge gegen amerikanischen Handel irgend welcher Art mit Italien oder Aethiopien. Während die Bemühungen, die Neutralitäts-Politik der Regierung durch Entmutigung des Handels mit den Kriegsführenden über irgend einen früheren Punkt hinausgeschoben wurden, ließ sich aus den Erklärungen der beiden höchsten Beamten des Landes entnehmen, daß die Regierung noch weitere Schritte in der Richtung von Neutralität tun könnte.

— **Addis Abeba. Wilde Danakil**-Stämme haben im brennend heißen Wüstengebiet bei Mussa Ali zwei italienischen Kolonnen Niederlagen bereitet. Unter Führung des Allai Maira-Stammes überfielen die Danakils nachts eine italienische Train-Abteilung und machten 15 Italiener nieder. In der folgenden Nacht wurde eine andere Abteilung überfallen, die aus Infanterie, Artillerie und Tanks bestand. Zahlreiche Italiener sollen gefallen sein.

— **Genf. Der Generalstab des** Völkerbundes hat den 18. November als Tag für den Beginn des Boykotts aller italienischen Waren festgesetzt. Am gleichen Tage soll auch die Lieferung gewisser wichtiger Waren von den beteiligten Ländern nach Italien eingestellt werden.

— **Rom. Die italienischen Zeitungen** wurden angewiesen, ihre Seitenzahl drastisch zu be dneiden, da der Ankauf von Zeitungspapier die italienischen Goldreserven angreift.

— **Genf. Die indirekte Erklärung** des Papstes, daß der Völkerbund Italien das Mandat über Aethiopien geben möge, um einen Weltbrand zu verhindern, hat in Ligakreisen große Ueberraschung hervorgerufen, umsomehr sich Papst Pius früher auf einen strikt neutralen Standpunkt gestellt zu haben schien.

In amtlichen Kreisen Washingtons weigert man sich, etwas über den Standpunkt des Papstes in der italienisch-äthiopischen Frage zu sagen. Man erinnert nur an die erfolglosen Versuche des Papstes zur Beendigung des Weltkrieges.

Frankreich und England werden der Welt erklären, daß jede Lösung des italienisch-äthiopischen Konfliktes und nicht durch Verhandlungen der Großmächte untereinander erfolgen muß.

— **Die Briten sind mit der Haltung** der Franzo'en Italien gegenüber sehr unzufrieden und haben eine Erklärung von der französischen Regierung verlangt. — Letztere versucht offenbar, Wasser auf beiden Schultern zu tragen.

— **Ein englisches Blatt fällt fol**gendes Urteil über den Völkerbund: „Als italienische Schlachtschiffe Korfu im Jahre 1923 bombardierten, kümmerte sich kein Men'ch um den Völkerbund. Als Japan im Jahre 1931 in der Mandschurei einbrach, wurde der Völkerbund öffentlich verhöhnt. Als Mussolini seinen Vorstoß in Aethiopien begann, wurde der Völkerbund getötet."

— **König Zogu von Albanien hat** sich dem Boykott des Völkerbundes gegen Italien nicht angeschlossen.

